

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Reil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Festen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

1881



1906

Zur silbernen Hochzeit unsres Kaiserpaars.

O du verjüngtes Reich der deutschen Krone,
Dich grüßt ein nie erlebter Feiertag:
Dem Kaiserentel und dem Kaisersohne
Erbblüht' ein Fest, das unsres heißen mag.
Der holde Geist, der ewig bei uns wohne,
Der Lieb' und Pflicht in einem Herzensschlag
Zusammenbindet, schmückt die Herrscherstirnen
Mit Silber heute wie die Alpenfirnen.

Was junge Liebe schuf, die Hochzeitslust,
Ein Garten ist's, drin Glaub' und Hoffnung blühen;
Von reinem Wollen glüht die volle Brust,
Der Kranz, die Welt, der Sinn ist hoffnungsgrün.
Doch schon ertönt der Ruf: Du sollst! Du mußt!
Du junger Herrscher sollst Dich heiß bemühen,
Damit aus Glaub' und Hoffnung Deinem Garten
Erfüllung reife, Deines Ruhms zu warten.

Der Deutsche kann nur den als Führer ehren,
Der seine Pflicht mit edler Treue liebt;
Wer hier will Fürst sein, soll dem Erzfeind wehren,
Der eitle Lust für Seelenfrieden gibt.
So hielten es die Ahnen hier, die hehren,
Vor deren Hoheit Neid und Haß zerfliehet;
So habt auch Ihr es Jahr um Jahr gehalten,
Ihr Jungvermählten, auf dem Pfad der Alten.

Da gingt Ihr Hand in Hand, dem Gott ergeben,
In dessen Schoß wir Erdgeborenen ruhn;
Der Lieb' entblühte reiches, junges Leben,
Der Pflicht ein rastlos königliches Tun.
Des Glückes Sonne schien dem heiligen Streben,
Wir standen hoch, noch höher stehn wir nun;
Euch ist es Ruhm und Lust, des Reichs zu walten,
Wir freun uns Eurer schirmenden Gestalten.

Zerreiße nie das edel goldne Band,
Das Thron und Volk, das uns und Euch verbindet!
Es dient das Land dem Herrn, der Herr dem Land
So stehen Thron und Reich auf Fels gegründet.
Und Liebe, die dem Herrn die Herrin fand,
In Volkes Lieb' und Treu sich wiederfindet:
Vom Fels zum Meer ruft's: Heil den Lieb'geweihten,
Den fest Vereinten bis in fernste Zeiten!

Adolf Hilbrandt.



Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(7. Fortsetzung.)

Herr von Wyschnewski wurde von den Damen in dem kleinen Salon empfangen, dessen Tür zu der am ganzen Stockwerk entlang führenden Terrasse offenstand.

Der helle Frühling lachte von dem romantischen Waldtal in das behagliche, sonnige Stübchen herein.

Sabine freute sich so herzlich und unbefangen über den Besuch, daß gleich von Anfang an eine gute Stimmung aufkam. Nur zwischen Asta und dem jungen Marineoffizier wollte sich eine gewisse Gezwungenheit durchaus nicht legen. Die Unterhaltung fand auch größtenteils zwischen den beiden Jüngeren statt.

„Ich bringe Ihnen die frischesten Grüße von Ihrem Herrn Papa, gnädiges Fräulein. Mitte der Woche hab' ich ihn zuletzt gesprochen.“

„Wie geht es ihm? Es soll schon so heiß in Berlin sein? Er schreibt so selten. Wir waren schon recht in Sorge um ihn.“

„Ja, es ist heuer eine schwere Reichstagsession mit viel hitzigen Debatten. Aber es sind stets glänzende Tage, wenn er auf der Rednerliste steht. Ich hab' ihn erst vorgestern gehört.“

„Teilen Sie eigentlich seinen politischen Standpunkt?“

„Ehrlich gestanden: im wenigsten!“

„O, das ist aber garstig!“

Der Marineleutnant lachte. „Ja, wenn er sich so einen von den Halbfremden langt, wie z. B. vorgestern den Herrn Sezuls aus der deutschen Provinz Posen, dann ist das für mich natürlich Manna. Haben Sie's gelesen? Der Jubel, als er den Herrn so Punkt für Punkt abführte!“

„Hör mal, Asta, es ist unverantwortlich, wie einseitig wir Frauenzimmer wieder sind. Sprechen da die ganze Zeit bloß über Kirchenspitze, Point de lace und allerlei solchen Krimsframs! . . . Hast du eine Ahnung von dieser Polensache?“

Asta nickte. „Gewiß. Das ist doch sein Hauptgegner in allem: Herr Felician Sezuls.“

„Geschrieben S, e, z, u, l, s,“ ergänzte Wyschnewski, den Finger hochhebend. „Ein Deutschenreffer reinsten Wassers. Sein Herr Großpapa soll sich ja allerdings noch schlicht und bieder Schulz mit Sch und z geschrieben haben.“

„Und um was handelte sich's vorgestern?“

„Zur Debatte sollte der Antrag für ein Reichsgesetz über Gefüttswesen gestellt werden. Man ist darüber aber zur Tagesordnung übergegangen, weil das doch bis jetzt noch Sache der verbündeten Regierungen ist. Aber die paar Zwischenreden zur Geschäftsordnung, die waren geradezu klassisch und höchst amüsan.“

„Sie haben jetzt natürlich starkes Interesse für alle equestriischen Dinge?“ fragte Sabine lächelnd.

„Gewiß. Und ich bewunderte die Kenntnisse Ihres Herrn Vaters auch auf diesem Gebiet.“

„Papa beherrscht jedes Thema. Sie müßten aber auch sehen, wie gewissenhaft er sich immer vorbereitet. Eine ganze Literatur stöbert er durch, um sich zu informieren. Gelt, Asta, wir haben ihn doch manchmal noch um Mitternacht aus seiner Studierstube herausgeholt?“

Wyschnewski mußte ihnen dann noch ausführlicher über die Reichstagsverhandlung vorplaudern.

„Ja, er wußte darin über alles bis ins letzte Detail Bescheid: Pferdezucht, landwirtschaftliche Interessen, Sportzwecke, Remonten, Totalisator, Gefüttsbücher, Import, Export. Herr Sezuls kam absolut nicht gegen ihn auf. Als Armeegegner ist der natürlich auch ein grundsätzlicher Befürworter aller Zuschüsse, die der Staat für Pferdezuchtzwecke leistet. Da kam nun also ein kleines Katetenfeuer zustande.“

„Aber Papa hat schließlich doch noch das Feld behauptet?“

„Unter dem Beifall der Mehrheit des ganzen Hauses. Ich hätte am liebsten von der Zuschauertribüne auch mit hinuntergerufen: Bravo!“

„O hätten Sie's doch! — Asta, die Verhandlung müssen wir lesen!“

„Sie sind auf einer längeren Wanderung durch Thüringen?“ fragte Asta dann.

„Nein, ich habe mich nur für heute vormittag freigemacht. Morgen am Sonntag ist ja kein Dienst. Da dacht' ich mir: du willst doch einmal sehen, wie sich das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt an so einem halbgeraubten Feiertag ausnimmt.“

Sabine lächelte. „Und es gefällt Ihnen hier?“

Er hatte seinen Blick zärtlich in den ihren versenkt. „Mächtig. Himmlich. Ganz einzig. Das heißt — gesehen hab' ich ja von Schwarzburg-Rudolstadt noch fast nichts.“

Die Stimmung gewann durch seine frische Art mehr und mehr.

„Was meinst du, Asta, ob wir Herrn von Wyschnewski zu einer kleinen Bergtrajete auffordern?“

Der junge Seeoffizier war entzückt. „Noch heute?“

„Oder wollen Sie gleich weiter?“

„Ich? Durchaus nicht. Wenn Sie mir nicht böse sind: ich gedachte erst morgen abend mit der allerallerletzten Gelegenheit nach Berlin zurückzukehren . . .“

„Also wandern wir morgen früh. Nach der Fasanerie oder dem Schild. Nicht wahr, Asta? Aber da heißt's: zeitig heraus, nicht verschlafen!“

„Wenn Sie befehlen, bleib' ich über Nacht gleich wach.“

„So grausam sind wir nicht. Stellen Sie sich in aller Frühe, etwa um neun Uhr, ein — dann sind wir bis zu Tisch zurück.“

Wyschnewski amüsierte sich natürlich darüber, daß die Damen diese Stunde „zeitig“ nannten. „Wenn die Vorbereitungen für diesen Gewaltmarsch keine allzugroße Schonung erfordern, dann möchte ich mir nur noch eine einzige Gnade von Ihnen ausbitten.“

„Und die wäre?“

„Daß ich heute abend mit Ihnen speisen darf.“

Die Damen hatten sich bisher noch niemals abends im Restaurant gezeigt. Sabine warf ihrer Freundin aber einen so herzlich bittenden Blick zu, daß Asta sofort einwilligte.

Und so kam es denn abends zu ein paar lebhaften, amüsanten Stunden. Der Kreis ward ziemlich groß, und Asta fand wieder wie stets, wenn sie bei guter Stimmung war, die allergrößte Sympathie. Sie trug an diesem Abend ein Kostüm Louis' XV. in champagnerfarbenem Tuch. Gleich Sabine hatte sie einen der modernen Gageschals um Schultern und Arme gelegt — Geschenke Gernots, die ein paar Tage zuvor eingetroffen waren. Asta entwickelte eine besonders graziose Kunst, im Geplauder die Fingerspitzen mit den duftigen Schalenden spielen zu lassen. „Ganz Pariserin!“ lautete das bewundernde Urteil auch hier wieder.

So eifrig sich Wyschnewski übrigens mit seiner Nachbarin beschäftigte: Asta entging es nicht, daß er auch sie ziemlich eingehend studierte. Sie empfand das als lästig, aber es zwang sie dazu, sich fortgesetzt selbst zu beobachten. Das meiste, was sie sagte, und auch die Art, in der sie's sagte, war mehr für ihn als für die weitere Umgebung bestimmt. Es war ihr fester Wunsch, sich bei ihm wieder ins beste Licht zu setzen. Denn sie ahnte, nein sie wußte: sie hatte bei ihm ein Mißtrauen zu besiegen!

Als es bekannt wurde, daß die beiden Damen endlich einmal wieder einen Ausflug unternehmen würden, fehlte es weder an Vorschlägen noch an Führung und Begleitung. Sie waren die Lieblinge — „der Berzug“ — der Hotelgesellschaft

geworden. So kam es, daß sie am anderen Morgen in größerem Trupp zu dem Hauptausflugspunkt, dem „Trippstein“, emporkippten.

Asja war auf dieser kleinen Bergwanderung sehr zerstreut. Sie zitterte innerlich, wenn sie Wjtschnewski mit Sabine allein sah. Und es fiel nicht nur ihr, es fiel auch den anderen auf — die sich mehrmals in neckenden Anspielungen darüber ergingen — daß der Marineoffizier jede Gelegenheit wahrnahm, um sich mit Fräulein Gernot von dem allgemeinen Trupp abzusondern.

Das Bild, das die beiden Damen abgaben, war allerliebste. Asja sorgte stets dafür, daß ihre Toiletten gut zu einander stimmten. Immer wirkten die beiden Berlinerinnen schön, und stets kam jede von ihnen zur Geltung. Asjas geschmackvolle Toiletten wurden nicht nur von den Herren, sondern sogar auch von den weiblichen Hotelgästen von Tag zu Tag bedingungslos anerkannt. Sie bildete auch sonst ein ungemein interessantes Gesprächsthema. Aus Berlin, wo ihr Name so sehr bekannt war, schon durch die Basare, Wohltätigkeitsveranstaltungen und Reiterfeste, hatte man bereits dies und das über sie erfahren. Brennend gern hätte man näheres über ihre Scheidungsgeschichte gehört, und vor allem eine Bestätigung des Gerüchts, das über sie und den bekannten Reichstagsabgeordneten Doktor Gernot neuerdings in Umlauf war.

Auch Wjtschnewski war dies in Berlin zu Ohren gekommen, wie schon so manch anderes vorher. Es hatte ihm daher geradezu einen Stich ins Herz gegeben, als er bei einem Besuch am Kurfürstendamm vom Hausfräulein erfahren hatte: das gnädige Fräulein, das nach dem „Weißen Hirschen“ nach Schwarzburg abgereist war, weilte auch dort wieder in der Gesellschaft der Baronin von Gamp.

Eines Tages siegte die Sehnsucht. Und so war er im D-Zug nach Rudolstadt gefahren und hatte in seiner Ungeduld, seine liebe, sinnige Freundin endlich wiederzusehen, an die ihm jetzt peinliche Begegnung mit Frau Asja kaum mehr gedacht.

Es lag auch an diesem warmen, strahlenden Frühlingmorgen eine so zauberhafte Weihe über der stillen Waldlandschaft mit den Durchblicken über verschwiegene, wilddurchhauene Täler und nach fernen, blauen Bergen, daß der Berliner Klatsch keine Gewalt über seine Stimmung bekam. Und irgend etwas Ueberzartes, Hilfloses, das sich zuweilen in Sabinens Blick und Ton ausprägte, weckte seine ganze Ritterlichkeit.

Er erzählte ihr auf der Wanderung von seinen Fahrten zur See. Viel Neues ging Sabine dabei auf. Vor allem rückte es seinen Charakter in eine ihr ganz neue Beleuchtung. Sie hatte sich das Leben der Seeoffiziere sehr unruhig, sehr lebhaft und anregend vorgestellt, und nun erfuhr sie, daß es keinen zweiten Beruf gab, dessen Angehörige so von grenzenloser Einsamkeit heimgesucht würden.

„Ja, als Knabe hatt' ich auch noch Ihre Vorstellung vom Seeleben,“ sagte er lächelnd. „Die Welt sehen, Orient und Okzident, alle Wunder der Erde kennen lernen, das war wie ein Raufch der Phantasie. Aber was man wirklich zu sehen bekommt, das sind eigentlich nur ein paar Häfen. So bleibt man immer an der Schwelle stehen, ohne ins Reich der Sehnsucht hineinzukommen. Und die einzige fremde Stimme, die zu einem spricht, außer der der Kameraden, ist die des Meeres.“

„Einsamkeit!“ Tiefaufatmend wiederholte Sabine das Wort. Sie blieb stehen. Es war, als ob sich ihr Blick nach innen richtete.

„Es ist ein Begriff, den Sie in Ihrem glänzenden Leben wohl kaum kennengelernt haben,“ meinte er.

„O, ich kenne ihn. Nach dem Tod von Mama lernte ich ihn kennen. Und dann starb auch bald nach ihr Tante Gerda. Da wurde es mit eins sehr, sehr still bei uns.“

„Aber Sie hatten doch immer Ihren Vater.“

„Ja. Wir waren wie zwei gute Freunde.“

„Ich hab' es in Berlin oft gesehen. Und damals hat mich's geradezu gerührt. Und ein bißel neidisch gemacht!“ setzte er zögernd hinzu.

„Neidisch?“

„Ja, es mag seltsam klingen. Ich habe noch beide Eltern, hab' Schwester, Schwager, nette kleine Nissen, überhaupt eine große Verwandtschaft —“

„Die Sie gewiß als den weitgereisten Vetter sehr verzieht, wie?“ schaltete sie lächelnd ein.

„Wenig, gnädiges Fräulein. So recht herzlich stehe ich mit keinem, keinem.“

„Aber doch mit Ihren Eltern?“

Er schüttelte nur stumm den Kopf.

„Ja, aber — mit Ihrer Mutter? Wie? Sie ist doch eine so charmante Frau!“

„Charmant. Ja, das ist sie.“ Er sagte es mit einem seltsamen, sie befreundenden Beiflang.

„Und alle Welt mag sie!“ setzte sie hinzu.

„Ja, alle Welt.“

„O — so dürften Sie das aber nicht sagen.“

Nach kurzem Schweigen fragte er: „Kann man tiefe, innerliche Beziehungen zu jemand haben, der gegen alle Welt charmant ist?“

Dunkel, ganz dunkel stieg in ihr die Erinnerung an die letzte Unterredung mit ihm auf. Sie war damals als Nekrovalseszentin noch so weich und empfindsam gewesen. Es fiel ihr wieder ein, daß seine Verwandten sich über Asja so absprechend geäußert hatten. Und allerlei, was damit zusammenhing.

„Ich wollte aber keine trübe Stimmung aufkommen lassen, gnädiges Fräulein,“ sagte er. Und noch etwas leiser setzte er hinzu: „Sie sollten dem nur entnehmen, daß für mich der Begriff Heimat nicht mehr so recht mit dem Gedanken ans Elternhaus verbunden ist.“

„Ist das aber nicht sehr, sehr traurig?“ fragte sie, nur schwer gegen die Bangigkeit ankämpfend, die sie plötzlich wieder zu bedrücken anfing.

„Vielleicht ist es das Natürlichste, gnädiges Fräulein.“

„Wenn ich mir vorstelle, ich sollte Papa eines Tages verlieren . . . nicht durch den Tod, nein . . .“ Sie bedeckte für ein paar Sekunden die Schläfen und starrte geradeaus. In demselben Augenblick wandte sich Asja nach ihnen um. Es war Sabine aber nicht möglich, ihren freundlichen Gruß ebenso zurückzugeben.

„Haben Sie sich denn noch nie mit dem Gedanken vertraut gemacht, gnädiges Fräulein, daß Sie einmal sein Haus verlassen würden, um — nun, um einem fremden Mann zu folgen?“ fragte er unsicher.

Ein leichtes Rot stieg in ihre Schläfen. „Aber ein Stück Heimat — ein Asyl der Seele, möcht' ich sagen — das müßte man doch immer noch bei den Seinen wissen!“ gab sie ebenso unsicher, ein wenig bedrückt zurück.

„Vielleicht fänden Sie dann draußen eine neue Heimat, Fräulein Sabine,“ sagte er leise und bittend. Im langsamen Weiterschreiten berührte dabei seine Hand die ihre, ersachte und drückte sie.

Eine Strecke Wegs gingen sie schweigend so nebeneinander. Sie fühlte: in diesen schlichten Worten sprach sich seine Werbung aus. Eine unendliche Weichheit überkam sie. Der wunderbare Morgen, die hellen Lichter, die durch den dunklen Wald bligten, die tauige Frische der ganzen Landschaft, die fröhlichen Farben der heiteren, viel lachenden Gesellschaft, die vor ihnen vorausschritt, — alles wirkte zusammen. Noch nie war ihrem Empfinden ein Mann so nahegetreten wie der junge Seeoffizier, dessen tiefes Gemüt ihr Löne verraten hatte, die ihr so seltsam verwandt und vertraut waren.

Leise, etwas verträumt lächelnd, sagte sie: „Ich hatte bisher noch nie so recht im Ernst daran gedacht.“

„Wirklich nicht?“

„Das sag' ich nicht aus Koketterie. Ich fühlte mich so geborgen bei Papa. Da kam der Gedanke ans Weggehen gar nicht auf. Das lag für mich alles noch in so weiter Ferne.“

„Und jetzt —?“ fragte er zögernd.
„Ich glaube, ich — ich stehe jetzt vor der gleichen Einsamkeit wie Sie.“

Wieder blieb er stehen. Seine Hand hielt immer noch die ihre fest. Fragend sah er sie an. „Und die würde Ihnen dann den Wunsch nach einer neuen Heimat nahebringen?“

„Ja. Vielleicht.“

„Fräulein Sabine —!“

Sie löste ihre Hand aus seiner Umklammerung. „Ich — verliere Papa ja bald!“ stieß sie tonlos aus.

„Sie verlieren ihn?“

Hestig nickte sie. „Er wird sich wieder verheiraten. Ja. Mit Asta. Mit Frau von Gamp.“

Es war geradezu Schreck, was sich in seinen Zügen ausdrückte. „Mit — der Baronin von Gamp?!“

„Es ist noch nicht veröffentlicht worden. Aber im Herbst soll die Hochzeit sein. Sie rüsten eifrig. Asta schmückt in Gedanken ihr neues Haus schon aus. Und in dem — bleibt natürlich für mich kein Platz.“

Zwei einsame Tränen standen in ihren Augen, ohne daß ihre Stimme die äußere Ruhe verloren hätte. Nur eine ergreifende Hilfslosigkeit prägte sich in ihren Zügen aus.

„Sabine“, sagte er leise und bittend, „wenn ich dann versuche, Ihnen eine neue Heimat zu schaffen?“

Die Gesellschaft war soeben rechts in den Pavillon abgebogen, von dessen breiten offenen Fenstern man die schöne Aussicht über das Schwarzatal genoß. Man hörte noch ihr Lachen. Sonst war es ganz still und traumverloren hier. Die Vögel sangen, ein Specht hachte, im Laub raschelte es. Und die Sonnenlichter tanzten in dem noch jungen, hellgrünen Laub, funkelnde Reflexe im Moostau hervorruhend.

„Liebe, liebe Sabine!“ sagte er noch einmal.

Nun weinte sie. Es zwang sie in der Kehle. Sie fühlte sich so tief bewegt, daß es ihr eine Erlösung war, ihren Tränen freien Lauf zu lassen.

Er nahm ihr beide Hände vom Gesicht und küßte ihre Finger, die ganz kalt geworden waren.

„Sagen Sie's doch mit einem einzigen, lieben, kurzen Wort, Sabine!“ bat er. „Ja? Wollen wir zueinander halten?“

Allmählich trat ein Lächeln hervor. Es war ihr so wunderbar, daß dies nun eine große Schicksalswendung für sie bedeutete. Sie mußte immer dem Gewitscher lauschen und dem entfernten Durcheinander der Gesellschaft. Seine Stimme konnte so zart zu ihr sprechen; es war wie eine Liebföngung. Als sie den Blick zu ihm aufschlug, in dem eine solche Innigkeit lag, brauchte er die Versicherung des gesprochenen Wortes nicht mehr. Einen Moment lang sahen sie sich tief ins Auge — dann umfaßten seine Hände ihren Kopf, und seine Lippen fanden die ihren in einem langen Kuß.

Selig hielten sie so eine Weile und schwiegen.

Erst das Näherkommen und Lauterwerden der Stimmen schreckten sie aus ihrer Versunkenheit. Sabine rückte ihren Panamahut zurecht, der ihr ganz in den Nacken gesunken war. Auf die neckenden Zurufe der Gesellschaft hin, die sich über ihr langsames Nachkommen aufhielt, beschleunigten sie das Tempo.

Als sie mit heißen Gesichtern und leuchtenden Augen in den Pavillon eintraten und bei dem ersten Anblick der wunderbaren Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete, sofort unwillkürlich einander die Hand reichten, wußte Asta, die sie still beobachtete: daß das entscheidende Wort zwischen ihnen gefallen war.

Sie atmete tief auf, von einer Sorge befreit.

Daß zwischen den beiden jungen Menschen ein Einverständnis bestand, merkten alle, denn Wyshnewski wich den ganzen Tag kaum von Sabinens Seite. Als er sich kurz vor Abgang des letzten Zuges verabchiedete, richtete es Asta so ein, daß sie das Paar unauffällig für ein paar Augenblicke allein lassen konnte.

Sie war der festen Überzeugung, daß Sabine ihr hernach gleich mitteilen würde, was es zwischen ihr und dem jungen Seeoffizier stand. Aber Sabine war schweigsam, vielmehr still vertäuscht, innerlich glücklich, und fragte man sie, dann schien sie wie abwesend. Asta nahm ihr's nicht übel. Sie vertröstete sich auf den anderen Morgen. (Fortsetzung folgt.)

Weltsprachen.

Von Professor Dr. Ed. Seyd.

Da wo der stutende Verkehr der Stadt Paris durch thermopylenhafte Engpässe hindurchgezwungen wird, am Durchgang vom Louvre in die Rue de Rivoli oder am Ausgang der Rue Richelieu auf die großen Boulevards, sah man vor zwanzig Jahren einen Sommer und Herbst hindurch je zwei Männer stehen. Sie riesen, der eine in sonorer Bruststimme, der andere in dazu gestimmter durchdringender Oktave, in pausenloser Abwechslung: „La langue universelle, la grammair Volapük, vingt centimes!“ Das Geschäft ging rasend; und wenn jemand ein neues Haarfärbemittel oder ein neues Buch durch Straßenplakate bekannt machen wollte, so setzte er ganz sinnlos darüber: „Volapük!“ dann blieben die Leute stehen. Paris hatte seine zwei Emotionen, die nationale und die internationale, die zwei Sterne der Zukunft, an die der einzelne, je nach seiner allgemeinen Nüchternheit, glaubte: den neuen Bonaparte, General Boulanger, den baldigen Besieger Deutschlands und Hersteller der französischen Führung, und — das gegen den alten Rang der französischen Sprache aufmarschierte, aus Deutschland kommende Einheitsidiom der friedlichen Völker, das Volapük! Ein paar Wochen lang gab es in Paris einen Volapüktaumel; denn es macht ja nicht zum wenigsten die Liebesswürdigkeit des französischen Charakters aus, mit so viel Geist und feiner Würde zusammen auch so viel sanguinische Kindslichkeit in sich heherbergen zu können.

Vorigen Herbst fragte ich einen Pariser Buchhändler nach dem Volapük. Er mußte sich bestimmen, dann antwortete er

mit der zugespitzten Drahtstift, die der französischen Sprache eigen ist: „Ah, Monsieur: il a existé, mais il n'existe plus!“ Aber er gab mir dann die Grammatik des „Esperanto“, die zu kaufen ich eigentlich kam.

Seit Jahrhunderten haben Geister von verschiedener Bedeutung, darunter so große wie Leibniz oder wie der erste Urheber einer naturwissenschaftlich sich begründenden Geschichtsphilosophie, Condorcet, sich mit dem Gedanken einer ausgleichenden Weltsprache getragen. Einer universalen Verkehrssprache, namentlich für die Handelskorrespondenz, die als eine künstliche Schöpfung erstlich den nationalen Eiferfuchteleien die Spitze abbrechen und zweitens den praktischen Vorzug knapper, leicht erlernbarer grammatischer Regeln haben würde, also nicht mit Ausnahmen und unregelmäßigen Verben beladen sein sollte. Bis heute sollen über 150 solcher Systeme im ganzen schon erdacht worden sein, womit also auch wieder auf dem Gebiete der Einheitsprache für eine babylonische Sprachverwirrung gesorgt wäre, beträchtlich ärger noch, als sie durch den Wettbewerb der Systeme leider auf dem Gebiet der Stenographie besteht.

Eine eigentliche, ansehnlichere Werbekraft hat aber von ihnen erst das Volapük entfaltet, das um 1879 von dem badischen Pfarrer Joh. Mart. Schleyer erfunden wurde. Er stellte eine Auswahl englischer, lateinisch-romanischer, deutscher und anderer Wurzelstämme zusammen, brachte sie auf eine einfache, phonetische Schreibweise und gab eine möglichst übersichtliche und sparsame, systematisch erdachte Grammatik dazu.



Im fliegenden Galopp.
Gemälde von Carl Becker.

Zum Beispiel drückt *loſ* (aus englisch *love*) den Begriff lieben aus. Dann werden die einzelnen Formen der Konjugation durch Anhängung der Fürwörter *ob* ich, *ol* du, *om* er, *of* sie, die Mehrzahl durch ein weiteres pluralisches *s* gebildet. Also *loſob* ich liebe, *loſol* du liebst, *loſom* er liebt, *loſobs* wir lieben, *loſols* ihr liebt. Durch veränderte Kombinationen werden die anderen Formen des Verbs hervorgebracht. Die Kasus oder Fälle des Hauptworts werden durch *a* für den Genetiv, *e* für den Dativ, *i* für den Akkusativ bezeichnet, der Plural wieder durch *s*; also *men* (aus dem Englischen) der Mensch, *mena* des Menschen, *menas* der Menschen. Da *h* und *r* verbannt sind, könnten das Volapük auch die für *h* gehörlosen Franzosen und Italiener aussprechen, sowie jene Völker, denen das *r* unbekannt oder doch un bequem ist, weshalb sie es gerne in *l* und andere Laute verwandeln. Ebenso sind die vielen *ü* und *ö* des Volapük ein Entgegenkommen an Franzosen und an englisch sprechende Nationen, zu gewissem Teil auch an die Skandinavier.

Heute verheißt uns in erster Linie das Esperanto, daß es die Erbschaft aus des Volapük Hoffnung und Ende antreten wolle. Das Esperanto ist 1887 von dem Warschauer Mediziner Dr. Samenhof veröffentlicht worden, aber es wird angegeben, daß er es schon 1878, demnach ungefähr gleichzeitig mit dem Volapük und unabhängig von diesem, ausgearbeitet habe. Die Prinzipien des Esperanto werfen die des Volapük und älterer Vorgänger nicht um. Denn es ist begreiflicher Weise ein Zusammenhang zwischen all diesen verschiedenen Systemen einer Allgemeinsprache, genau so wie die vielen erfolgreichen und erfolglosen Stenographiesysteme ihre Familienähnlichkeit haben. Auch das Esperanto stellt den Wortschatz oder vielmehr den Vorrat von Wortwurzeln zusammen aus den lebenden Sprachen. Aber es will nicht, wie das Volapük, mit der verbreitetsten aller Kultursprachen segeln, der englischen; es bevorzugt die romanischen Sprachen oder das ihnen allen zugrunde liegende Latein. Romanisch mutet z. B. die Bildung des Genetiv durch vorgesetztes *de*, des Dativ durch *al* uns an, während allerdings der Akkusativ ganz unromanisch durch ein angehängtes *n* bezeichnet wird. Der bestimmte Artikel ist immer *la*, die Kennzeichnung des Hauptwortes immer die Endung *o*. *Hom*, Mensch, dekliniert also: *la homo*, *de la homo*, *al la homo*, *la homon*. Man sieht schon hieran, daß diese Sprache etwas Südeuropäisches im Klange hat. Entsprechend verhält sich das Alphabet des russischen oder polnischen Arztes. *Z* wird als *s* gesprochen, *s* als *ß*, und es bestehen Lautzeichen *ĉ* und *ĝ* für die bekannte vollgezielte Aussprache von *c* und *g*, wie sie etwa das Italienische in *Cicerone*, „Fremdenführer“, *Charlatano*, spr. *Ĉharlatano*, oder in *Gelatina*, *Giuseppe*, spr. *Ĝiuseppe*, das Französische in *Gendarme*, *Giroflée* (*Levŭje*) usw. hat. Bei dem Briefanfang in Esperanto: „*Estimata Sinjorino! Vi demandas min, kiel vi povos helpi al la sukceso de nia granda ideo*“ (Geehrte Frau! Sie fragen mich, was Sie können helfen zum Erfolg unserer großen Idee) wird man am ehesten an das Italienische denken, dazwischen mengt sich dann zwar wieder eigen germanisch ein *Infinitiv helpi* ein. In anderen Wortverbindungen liegt der oberflächliche Eindruck mehr zum Spanischen hinüber, wie etwa die Verszeile: „*En la mondon venis nova sento*“ (In die Welt kam ein neues Empfinden) andeuten mag und wie auch schon das Pseudonym des Dr. Samenhof, „*Esperanto*“, zeigt, was mit vorgesetztem *la* „Der Hoffende“ heißt.

Man könnte streiten, ob neben dem Maßstabe einer bündig gewaltsamen Grammatik noch andere Standpunkte oder Regungen übrig bleiben dürfen und ob diese das Recht haben sollen, ihre „rückständigen“ Anmerkungen zu machen. Wenn man solche natürlichen Instinkte nicht einfach verläßt, so wird jedermann, der mit etwas angeborenem oder erworbenem Sprachgefühl ausgerüstet ist, selber empfinden und notwendig zugeben, daß in der systematischen Willkür dieser Welt sprachen — nicht des Esperanto allein — etwas schwer Erträgliches, vielleicht Unüberwindliches ist. Ein *helpi* mitten in einem

romanischen Satz, das ist in mehr als einer Beziehung hart; und besonders der Wechsel der Auslaute, *o* für Hauptwörter, *a* für Beiwörter, macht dem an Sprachtakt Leidenden ein heftiges Unbehagen, da die lebendig gestaltende Sprachbildung der verschiedensten Völker, bis zu den Negern, gerade hier sich um Harmonie und Gleichklang bemüht. Es wird uns schwer, *mi estas amata* so zu verstehen: ich (der Mann) werde geliebt, und es wird uns schwer, *la patro, der Vater*, zusammenzustellen. *Kara sinjorino, Teure Dame*, schreiben zu sollen, das ist ungefähr so, als wenn ich „*Teure Mannchen*“ an diese höchst seriöse Dame schreiben müßte oder als wenn ich meine Tante anreden würde: *Liebe Onkelchen!* Gewiß das Esperanto verfolgt andere, billigere Absichten, als unserem Sprachgefühl wohlzutun, und diese Erfindung klingt auch immer noch unendlich viel zivilisierter und melodischer als das *loſob*, *loſom* des guten Volapük. Aber eben, weil sie sich den durch zweitausendjährige Kultur verfeinerten und schönsten europäischen Sprachen so deutlich annähert, wird sie um so schwerer die vom linguistischen Standpunkt natur- und formwidrigen Mittel vergessen machen, deren sie sich bedient.

Doch wir wollen nicht weiter kritisieren, da wir vorher viel ausführlicher berichten müßten. Und das mögen lieber die billigen Lehrbücher des Esperanto tun, denen wir gern nachrühmen: sie machen es leicht und interessant, sich anzutun in dieser neuen Hervorbringung eines alten Lieblingsgedankens grübelnder und erfindender Geister. Wir wollen auch gar nicht die Pessimisten sein, auf den Friedhof zu verweisen, worauf das einst so hoffnungsvolle Volapük mit seinen schon recht stattlichen Anhängererschaften still geworden ist. Jetzt sind die Esperantoj sehr zuversichtlich und haben gerade auch wieder französische Ermutigungen aufzuweisen. Sicher ist zu erwarten, daß diese klingende Kunstsprache namentlich unter den Völkern, die auf eigenen Weltang ihrer nationalen Sprache niemals rechnen können, weitere Jünger gewinnen und daß sie von diesen nicht bloß als ein ungeschwieger Zeitvertreib betrachtet werden wird, so wie etwa ein guter Deutscher auch daheim hinter dem Ofen gelegentlich unser amüßantes ostafrikanisches *Suahili* mit seinen sprachkündlich einfachen Flexionen erlernt. Es wäre eine sehr hübsche Utopie, sich auszumalen: das Esperanto entthront das Englische, wenn auch nur als Kaufmannssprache und Händlerjargon von so und so viel Millionen auf der Erde; und dann hinterher sagt man: *So ihr lieben Leute, nun wollen wir aber gut und gern die paar Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen, die wirklich im praktischen Gebrauch häufiger wiederkehren, noch dazulernen und wollen einfach italienisch korrespondieren, da es doch schöner und sprachgemäßer ist.* Dann wären wir wieder da, wo wir standen, als Genua, Venedig, Florenz den Handel und das Geldgeschäft beherrschten und die zahllosen italienischen Kaufmannsausdrücke (*Conto*, *Ultimo*, *Banca rotta* usw.) in die übrigen europäischen Sprachen brachten.

Natürlich ist das Scherz. Aber wenn man einmal bei den Utopien ist . . .! Der Weltgang ist sehr eigensinnig. Aber nur scheinbar, er folgt sehr wichtigen Gesetzen. Sie haben in der Gelassenheit der großen Starlen das Volapük bereits erdrückt. Obgleich es seinen Wettbewerb mit dem Englischen durch allerlei Anlehnungen schmeichelnd verstecken wollte und als Konkurrent der englischen Sprachherrschaft die Instinkte der entthronten Franzosen auf seine Seite lenkte.

Bisher haben immer nur die großen Weltererschließungen und Welteroberungen durch bewußt national fühlende und — eben hierdurch — starklebendig aktive Völker die Welt sprachen mit ihrer z. T. unverwüßlichen Nachdauer hervor gebracht. Die ersten großen Handelskolonialisatoren waren die Griechen, schon seit der Zeit vor den Perserkriegen; sie fuhrn durch das ganze Mittelmeer und über die Säulen des Herkules hinaus, sie machten aus Unteritalien ein Großgriechenland, legten die Schnüre ihrer Kolonialstädte um die Küsten der Barbarenländer, übten eine großartige prähistorische Kulturwirkung in das Hinterland dieser Kolonialstädte hinein.

Die griechische Sprache hatte bedeutende Eroberungen auch nach Norden auf der Balkanhalbinsel gemacht; von hier aus unterwarf schon nach dem Sinken des eigentlichen Hellas, durch den großen Alexander das hellenistische Griechentum politisch die gesamte nach Osten hin bekannte asiatisch-ägyptische Welt, hielt sie dann in den Teilreichen der Diadochen für die griechische Kultur und die griechische Weltsprache, diese älteste von allen, fest. Griechische Bildung war viele Jahrhunderte hindurch Weltbildung schlechthin. Griechische Buchstaben lernte der Kelte, der Etrusker; griechischer Kultur und Sprache wandte sich namentlich auch der Römer des aufstrebenden Stadtstaates am Tiber zu, mit ähnlicher Ehrfurcht und Begeisterung, wie heute der zu Weltgedanken und moderner Kultur erwachte Deutsche sich auf englische Bücher, Sitten und merkantile Vorbilder wirt. In das griechische „Neue Testament“ vereinigte man die Erinnerungsbücher und Apostelbriefe des jungen Christentums, und noch eine ganze Reihe fernerer Jahrhunderte hindurch sprach Griechisch als Vermittlungs- und Bildungssprache der gesamte Orient. Es wäre lächerlich gewesen, damals zu meinen, daß die Sprache von Hellas an diesen Stellen je wieder vergessen werden könnte, dort, wo der große Eroberer sein „Alexandria“ gegründet oder wo man dem hellenisierten Lande der beiden großen Ströme, die Babylon und Ninive vergehen sahen, den Griechennamen Mesopotamien beigelegt hatte.

Die Herrschaft des Griechischen über die damals bekannte Welt haben im Abendlande die Römer, im Orient erst viel später der Islam — Araber, nachmals Türken — ausgelöscht. Aus Griechenschwärmern wurden die Latiner am Tiber, mit dem wachsenden Bewußtsein ihrer Stärke als Waffenvolk, zu selbststolzen stolzen Römern. Nun nannten sie selber, wie einst die Griechen und mit deren Wort, alles „Barbaren“, was nicht römisch-lateinisch oder griechisch war. Denn mit dem Griechischen im Osten mußte die weltbeherrschende Roma ihre Kompromisse schließen. Im übrigen hatte sie vom Pistenwall in Britannien, von der Zundersee und der Donau bis nach Tunis und Marokko die Herrschaft nur einer Sprache, der römisch-lateinischen, in Amt, Verkehr und Geschäft aufgerichtet, und wer als römischer Provinziale aus der Tiefe der unbehilflichsten Barbarei ein wenig herausgucken wollte, der lernte und brauchte schleunigst dieses Latein. Noch über die Grenze der Reichsprovinzen drang das Lateinische vor, das von einem kleinen lateinischen Stadtdiom zum zweiten Weltssprache geworden war. Lateinisch sprach der Cherusker Arminius mit seinem Bruder „Flavius“ bei dem ergreifenden Wiedersehen an der Weser, ein paar Jahre nach der Varusschlacht; lateinisch schrieben die trotzig freien, aber bildungssehrigen Franken- und Alamannenkönige an den Cäsar Julian. Unzählige römische Lehnworte drangen im Kaufmannsjargon zu den innersten Deutschen ein: „Kaufmann“ und „kaufen“ selber, von „caupo“ abgeleitet, was eigentlich den Schankwirt und Kleinhändler in der römischen Soldatenkantine bezeichnet. Als danach das Römerreich in klägliche Trümmer sank, da haben sich die zwei neuen Zukunftsmächte zusammengetan, die Universalität der römischen Sprache noch ferner aufrecht zu erhalten: das Christentum und das Germanentum. Die römische Kirche tat es und tut es aus dem Gedanken ihrer Einheit über die Nationen hinweg, aus Notwendigkeit und Vorteil ihrer Hierarchie; deswegen bannte sie, so lange sie vermochte, alle aufstrebende Bildung und geistige Betätigung in jenes, nunmehr zur toten Sprache erstarrte Latein der alten Römer. Die erobernden Germanen der Völkerwanderung aber taten es aus dem ihnen von je im Blut liegenden Hinstreben zu überlegenen, älteren Kulturen, womit sich dann leicht auch eine zwecklose, übers Ziel schießende Fremdtümelei verbindet. Darum gründete der große Gote Theoderich auf den Trümmern des antiken Italien ein latinisierendes Germanenreich; darum organisierte sich das mittelalterliche fränkisch-deutsche Reich als das „römische“ Kaisertum und gab sich zunehmend römische Formen und Normen; darum stehen wir noch heute mitten in der Bewegung drin, uns von vielhundertjährigem römischen

Zusatz, so weit dadurch gesundes deutsches Eigenquut vermindert wird, erst wieder befreien zu müssen.

Die Herrschaft des toten Latein in Amtsverkehr, Gelehrsamkeit, Literatur und Bildung durchbrach mit ganzem Erfolg zuerst Frankreich, zu den Zeiten des großen Richelieu. Frankreich wurde stolz seiner Sprache, dieser provinziellen Tochter der römischen Weltherrschaft; und durch den Glanz Ludwigs XIV. gelang es Frankreich, seine Sprache der europäischen Welt als internationale Vermittlerin willkommen zu machen, womit es neue Siege über das Latein erfocht. Genau um dieselbe Zeit, da Leibniz das erste Projekt einer künstlichen Universalssprache entwarf, wurde es zum Erfordernis des gebildeteren Menschen, mündlich und schriftlich die Sprache der Franzosen zu beherrschen, wurde diese das Instrument der Politik, die bevorzugte Verkehrssprache an den Höfen, beim Adel und bei allem, was sich vom Bauer und Handwerker zu unterscheiden wünschte, bis zum Haarträusler und Lakaien. Kurzum, die Ideale einer konventionellen Einheitsprache wurden durch das Französische gutenteils erfüllt, da ja auch Volapük und Esperanto die einheimischen Volkssprachen nicht gerade austrotten wollen. Es ist recht nachdenklich, daß das Französische, obwohl es viel mehr als eine bloße Chiffre der internationalen Korrespondenz wurde, obwohl es gesprochen, gelesen, literarisch gebraucht wurde, diese noch über 1813 hinaus innegehabte Rolle wieder hat abgeben müssen. Bis auf den Rest, die Diplomatenprache zu sein — auch nicht mehr unbezritten, seit Japaner und Russen als Schüler deutscher Bildung deutsch verhandelten. Der Grund für das Erlöschen des Französichen als gebildeter Weltssprache ist ohne Zweifel nicht der, daß man seine unregelmäßigen Zeitwörter mit bewältigen muß, sondern der, daß es außer in Frankreich und einem Teil der Schweiz eben nirgends bodenständig war und wurde. Diese Bodenständigkeit hatte sich einst das Lateinische im ganzen Abendlande gegeben, sie gab sich immer mehr und mehr das Englische, durch überseeische Eroberung, durch Aneignung, Kolonisation und intensiven Handel. Und zwar dehnt sich auch bei dem Englischen, wie es einst nach Seite der Germanen mit dem Latein geschah, der Mitgebrauch durch Nichtuntertanen Großbritanniens noch über den Gebrauch als territoriales Idiom hinaus. Von allen anderen Freiwilligen abgesehen, wendet mit Vorliebe auch die übrige germanische Schifferwelt das Englische an. Und das in chinesischen Sprachorganen mündgerecht gewordene Pitschinglisch (Pidgin-English), von „pidgin“ anstatt „business“, Geschäft, was also gleich eine Sprachprobe ist, gibt einem freilich höchlichst verdorbenen und vermengten Angelsächsisch die Funktion, die Vermittlungssprache der verschiedensten Nationalitäten in der Südsee zu sein, ähnlich wie es das Deutsche vom Mittelalter her im kontinentalen Osteuropa ist. Aber der springende Punkt ist doch, im Gegensatz zu Frankreich, daß die englische Kolonial- und Weltpolitik den Kreis derer, die in die englische Sprache hineingeboren werden, so gewaltig und zielbewußt ausgedehnt hat. Auf diese Weise ist England in die einstige Rolle der alten Römer eingetreten, mit deren hartbewußtem Charakter als Herrenvölk es sich auch sonst mannigfach berührt. Es anglistert, wie Rom romanisierte, und wenn auch Kanada oder Australien einst selbständige Reiche werden sollten, gleich den Vereinigten Staaten, welche England schon zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verloren hat, so werden sie doch angelsächsisch sein, so gut wie aus der Auflösung Roms, nach jahrhundertlangem Bestande, romanische Nationen wurden. Nicht, daß eine Sprache aus noch so wirksamen Gründen oder Bevorzugungen nebenher erlernt und geübt wird wie das Französische, sondern daß sie echte Volkssprache wird, das allein hat bisher ihre Dauer und geschichtliche Entfaltung gesichert.

Und wir Deutschen? — Ja, vielleicht ist unsere letzte Zukunft an dem Tage verloren worden, als zur Zeit der nord-amerikanischen Freiheitskämpfe gegen England im Volkstat von Pennsylvania mit einer Stimme Mehrheit — es war die Stimme eines deutschen Eingewanderten — zugunsten des Englischen gegen das Deutsche entschieden und damit das

Deutsche auch für die Union abgetan wurde. Seitdem hat unser Volkstum fortgeföhren, durch ungeheure Darbringungen von Zuwanderern und sonstigen freiwilligen Verbreitern an der Weltstellung der angelsächsischen Sprache mitzuarbeiten.

Wird die Welt schlechtweg angelsächsisch werden? Das kann kein Mensch sagen, wenn es noch so wahrscheinlich aussähe. Und es ist nicht unphilosophisch zu sagen: die Welt ist übermorgen noch nicht zu Ende. Zur Zeit Alexanders des Großen dachte kein Römer, daß der Orbis jemals etwas anderes als griechisch sein würde. Ein Pyrrhus von Epiros reichte

hin, den Bestand von Rom noch in Frage zu stellen, und die Entscheidungskämpfe mit dem seemächtigen Karthago standen erst bevor. Aber auch seitdem noch lange Zeit scheute sich die Griechenehrfurcht der Römer, die „Götter zu erzürnen“, wenn sie in Unteritalien oder sonst dem Griechentum unbequem wurden. Und dennoch sind sie das bewundernswerteste Weltbeherrschervolk der Geschichte geworden, denn sie hatten die Logik ihrer gebrängten Kraft, die alle äußeren und inneren Hemmungen immer zuletzt überwindet, und hatten auch das Sprichwort „Fortes fortuna adiuvat“ oder „Dem Mutigen gehört die Welt!“

Neue Ballons und Flugmaschinen.

Von W. Verdrow.

Wenn auf dem Gebiet des lenkbaren Luftballons der längst ersehnte große Erfolg auch immer noch nicht kommen will, so ist doch ein langsamer stetiger Fortschritt dafür nicht zu verkennen. Santos Dumont, der gegenwärtig schon beim 13. oder 14. Ballon angelangt ist, ist allerdings daran verhältnismäßig wenig beteiligt. Er ist mit

seinen neueren Schöpfungen, von denen die letzte den Namen „Nacht aérien“ erhielt, zu immer größeren Dimensionen gelangt; der letzte Ballon kann 12 Personen tragen und hat einen Reservereservoirgenerator erhalten, um bei langen Reisen den Gasverlust ersetzen zu können. Aber mit der Größe und Tragfähigkeit hat die Motorkraft und die Geschwindigkeit keineswegs Schritt gehalten, und so sind die letzten Luftschiffe

dieses berühmten Konstrukteurs wohl ein merkantiler, aber kein technischer Fortschritt. Umgekehrt hat Graf Zeppelin neuester Ballon viel kleinere Abmessungen, aber eine bedeutend größere Energie erhalten als der frühere, der vor etwa fünf Jahren eine recht hohe Geschwindigkeit erzielte, aber an seiner Größe und schweren Handhabung scheiterte. Zeppelins neues, leider nach den jüngsten Zeitungsmeldungen gleich bei einer der ersten Ausfahrten gescheitertes Luftschiff besaß zwei achtzigpferdige Körtingische Motoren, also eine fünfmal größere Antriebskraft als das frühere, und man rechnete mit ziemlicher Sicherheit darauf, daß es eine Schnelligkeit von 40 bis 45 Kilometern in ruhender Luft entfalten würde. Nun hat eine unvermutete Windströmung auch die in diesen neuen Versuch gezeigten Hoffnungen alsbald im Keim erstickt und aufs neue bewiesen, daß das lenkbare Luftschiff bis zu einem gewissen Grade immer ein Spiel der Winde bleiben wird. Berücksichtigt man dazu noch die geringe Tragkraft aller dieser Maschinen, die kostspielige Herstellung der leichtvergänglichen Ballons und die Kosten jeder einzelnen Fahrt, so erscheint die Rolle des lenkbaren Luftballons nach wie vor in recht zweifelhaftem Licht, trotz aller unleugbaren Verbesserungen der jüngsten Zeit.

Zu den leistungsfähigsten neueren Luftschiffen gehörte dasjenige des Franzosen Lebaudy, eines Bruders des vielgenannten „Kaisers der Sahara“, das leider ebenfalls nach einigen erfolgreichen Fahrten bei einer verunglückten Landung zertrümmert wurde. Unter einem unregelmäßigen Ballonkörper von 57 Metern Länge und 10 Metern größtem Durchmesser war ein gewaltiges horizontales Segel als Gleit- und Fall-

schirm angebracht, das ebenso die Schwebefähigkeit vermehren, wie bei Betriebsdefekten die Sicherheit erhöhen sollte. Zwei zweiflügelige Schrauben wurden durch einen vierzigpferdigen Daimlermotor getrieben und erteilten dem Ballon in ruhender Luft zehn bis zwölf Meter Geschwindigkeit in der Sekunde. Lebaudy hat diesem Ballon bald einen Nachfolger gegeben,

der unter Antrieb eines verstärkten Mercedesmotors 40 Kilometer in der Stunde fährt und so gasdicht sein soll, daß er seine Füllung 60 Tage behält. Anfang Februar d. J. wurde mit ihm in Toul ein erfolgreicher Versuch gemacht. Ebenfalls mit Gleitflächen oder Aeroplans arbeitet das Luftschiff des Engländers Dr. Barton,

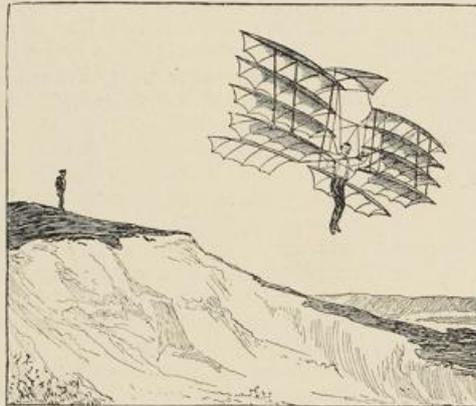


Abb. 1. Chanutes mehrflügelige Maschine.

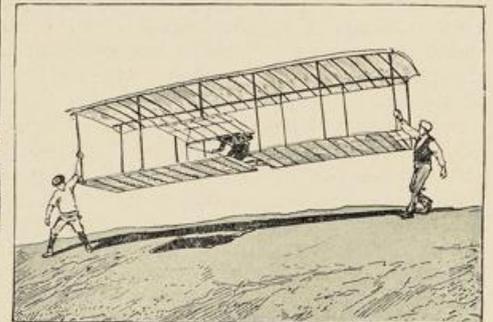


Abb. 2. Wrights erste Flugmaschine.

auf das man, wie behauptet wird, innerhalb der englischen Armee große Hoffnungen setzt.

Es ist ein kolossaler Ballonzylinder von 14 Metern Durchmesser und 60 Metern Länge, der in der Mitte eine gasdichte Abteilung mit 300 Kubikmetern Luft enthält, eine jetzt viel angewendete Vorrichtung, um das Entweichen von Gas beim Aufstieg in dünnere Regionen oder bei zunehmender Sonnenbestrahlung zu verhindern. Das in diesen Fällen sich stark ausdehnende Gas braucht nicht mehr ungenützt auszufließen, sondern es drückt auf die Wände des Mittelballons und treibt aus dem Ventil eine entsprechende Luftmenge aus. Unter dem Ballon und über der Gondel befinden sich drei Segelflächen, zu ihren Seiten sechs Schrauben, die durch drei Motoren mit angeblich 150 Pferdestärken Gesamtkraft in Bewegung gesetzt werden. Um den Ballon behufs des Aufsteigens oder Niederlassens vorn oder hinten beliebig zu belasten, ist ein System von zwei kommunizierenden Wasserbehältern angeordnet, von denen das eine ober, andere nach Gefallen entleert oder gefüllt wird. Das Fahrzeug soll sich 48 Stunden in der Luft halten können und eine Eigenbewegung von 40 bis 45 Kilometern entwickeln. Doch sind uns genauere Tatsachen über seine Leistungen noch nicht zu Gesicht gekommen.

Wenden wir uns indessen, statt diese Aufzählung moderner lenkbarer Ballons fortzusetzen, der hauptsächlich von Otto

Lilienthal begründeten Aviatik, d. h. dem Bau der eigentlichen Flugmaschinen, zu.

Als Nachfolger Lilienthals ist vor allem Chanute, ein in Chicago lebender Amerikaner, zu nennen, der seine Versuche im Jahre 1896, dem Todesjahre des unglücklichen Lilienthal,

war der historische Tag, an dem diese erste sich selbstbewegende und bemannte Flugmaschine ihre Versuche begann. Sie hat, soviel bekannt geworden ist, deren nur vier ausgeführt und ist wahrscheinlich, wie alle diese empfindlichen Apparate, dann beim Anprallen auf die Erde unbrauchbar geworden.

Zhr längster „Flug“ soll nur eine Minute ange dauert und sich über 270 Meter erstreckt haben. Aber schon im Herbst 1904 hieß es in den Vereinigten Staaten, die Wrights hätten mit einem neuen Apparat unter Benutzung leichter Motoren 5 Kilometer in einem Fluge zurückgelegt. In den Herbstmonaten 1905 sollen dieselben Aviatiker vollends Luftreisen von 20 bis 40 Kilometern ausgeführt haben, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 20 Metern in der

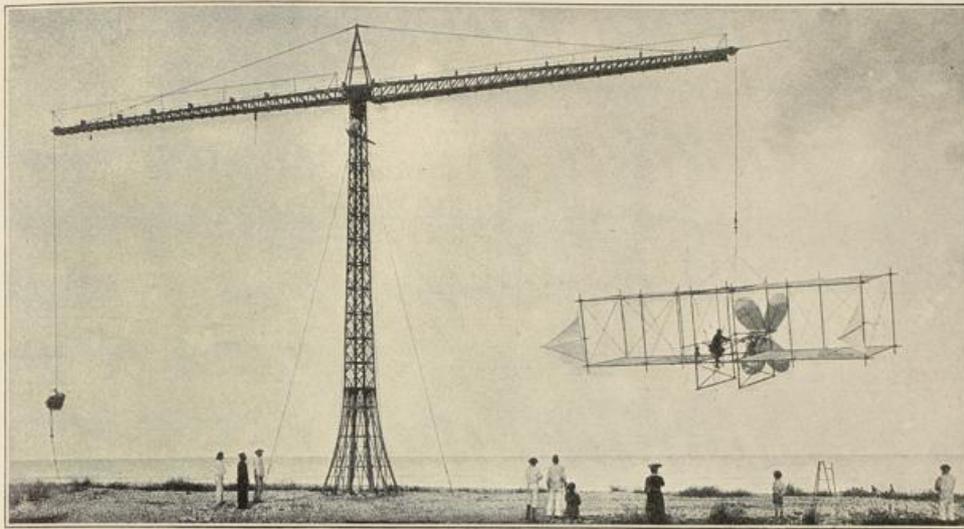


Abb. 3. Kapitän Ferbers Aeroplan mit Motor.

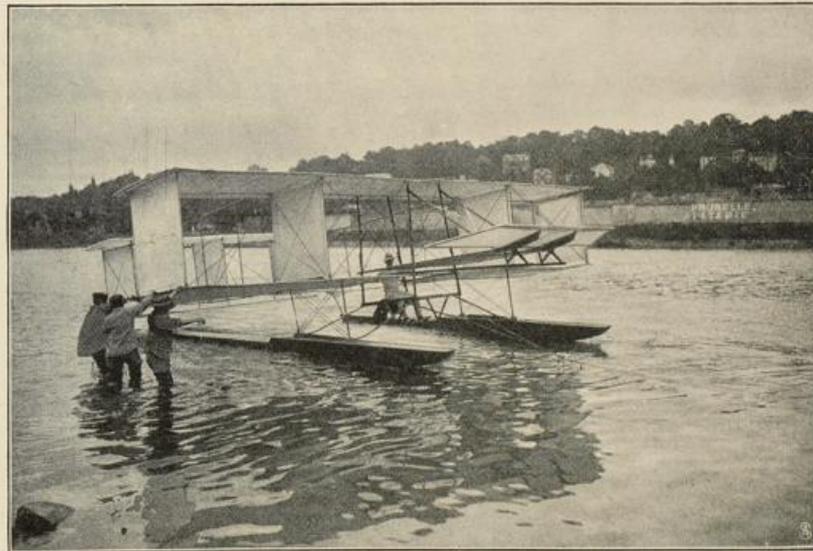
Courtesy of „Scientific American“.

begann. Er ist eigentlich der Vater der mehrflächigen Gleitapparate, die zuletzt auch Lilienthal adoptiert hatte, und die wohl in Anlehnung an den Zellen- oder Kastenrahmen von Hargrave entstanden sind, der in der Meteorologie soviel benutzt wird. Die Schwebearparate mit zwei bis drei parallelen, übereinander liegenden Flächen entwickeln sowohl eine größere Tragkraft bei gleichem Luftwiderstand, als auch eine bessere Stabilität. Chanute ging anfangs bis zu fünf, ja sechs Etagen (Abb. 1), begnügte sich dann aber mit zweien. Ihm oder vielmehr seinen Assistenten Herring und Avery gelang ungefähr das Gleiche wie Lilienthal, aber auch nicht mehr, so daß es eine Zeitlang den Anschein hatte, als wäre auch auf diesem Wege nicht weiterzukommen. Einen solchen Fortschritt dennoch erzielt zu haben, ist das unzweifelhafte Verdienst der Gebrüder Wright aus Nordkarolina.

Im Jahre 1900 begannen sie ihre Versuche in den Dünen bei Kittyhawk mit einem Chanuteschen Zweiflächenapparat (Abb. 2), den sie durch Zuschärfung der stirnseitigen Rippen und durch ein empfindlicheres Horizontalsteuer an der Vorderfront verbessert hatten. Bei 8 Metern Windgeschwindigkeit war dieser Apparat imstande, sich ohne Anlauf in Bewegung zu setzen. Im Jahre 1901 brachten die Wrights es mit dieser Maschine auf Gleitflüge von 300 Metern Länge. Im nächsten Jahre begannen sie mit Hilfe eines Vertikalsteuers in Kurven zu fliegen, und 1903 gelang es ihnen, bei ausreichender Windstärke sich zeitweise über demselben Fleck schwebend zu halten. Jetzt bauten sie ihren ersten Apparat mit Motor, einen Doppeldrachen von 12 Metern Breite und 50 Quadratmetern Fläche, hinten mit zwei Schrauben versehen, die ein 16-pferdiger Motor in Umdrehung versetzte. Der 17. Dezember 1903

Zeitsunde. Wir wollen diese Nachricht, die in der französischen und englischen Presse vielfach kolportiert wird, hier wiedergeben, ohne uns für ihre Richtigkeit zu verbürgen. Bewahrheitet sie sich, so kann allerdings das Problem des menschlichen Fluges als gelöst gelten, aber vorläufig wiederum nur für diese Experimentatoren, deren Erfahrung und erworbene Geschicklichkeit zum Gelingen wohl das meiste beigetragen haben dürfte.

Seit 1899 etwa sehen wir auch in Frankreich einzelne Vorkämpfer des Gleitfluges auftreten. Kapitän Ferber, anfänglich auf den Schultern Lilienthals stehend, dann dem von Chanute angegebenen Wege folgend, hat von 1900 bis 1903 eine ganze Anzahl von Gleitapparaten gebaut, deren letzter ihn so weit befriedigte, daß auch er nun beschloß, zum



W. Kol & Co., Paris, phot.

Abb. 4. Experimente mit der Flugmaschine von Archdeacon auf der Seine.



Zesca, Paris, phot.

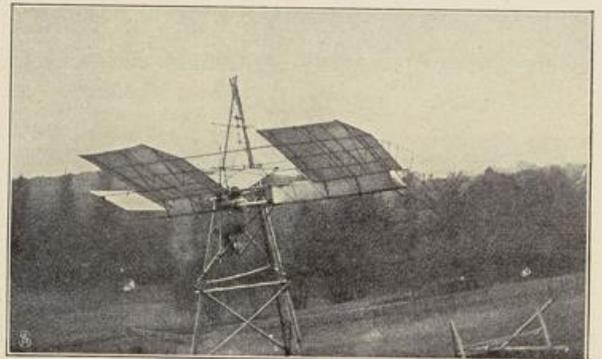
Abb. 5. Flugmaschine von Archdeacon, landend.

Antrieb durch einen Motor überzugehen. Sein ganzer Flugapparat wog einschließlich des sechspferdigen Motors nur 150, mit dem Lenker 225 Kilogramm. Die Tragfläche betrug 50 Quadratmeter, die Breite 10 Meter. Die Maschine wurde nicht in freier Luft, sondern an einem Rundlauf hängend erprobt (Abb. 3), was sie allerdings vor dem Zerbrechen bewahrte, aber durch die Hemmung des schweren Rotationsarmes auch am Fliegen hinderte. Die Fortsetzung der Versuche wurde durch äußere Hindernisse verschoben, dagegen war Ferber mitbeteiligt an den Experimenten von Archdeacon, die im Sommer 1905 in Paris so viel Aufsehen erregten, mehr, als sie ihrem Werte nach beanspruchen konnten. Der Aeroplan Archdeacons (Abb. 4 u. 5) bestand aus einem sehr geschickt gearbeiteten Gleitdrachen von 10 Metern Breite und 40 Quadratmetern Fläche, der durch ein Motorboot an einem leichten Seil fortbewegt wurde. Der Aviatiker Voizin lenkte den Aeroplan, der sich bei 11 Metern Sekundengeschwindigkeit des Motorbootes von dem Rachen erhob, auf dem er geruht hatte, und in 5 bis 6 Metern Höhe dem Boote freischwebend folgte. Eine falsche Bewegung des Lenkers brachte ihn aber schon nach 60 Metern zum Kentern, was weder dem Apparat noch dem Aeronauten schädete, da beide ins Wasser fielen. Noch weniger Erfolg hatte ein ganz ähnliches Experiment mit einem etwas kleineren von Louis Blériot gebauten Apparat, der ebenfalls auf der Seine unter Leitung des genannten Aviatikers auf die gleiche Weise erprobt wurde.

Wir müssen in diesem Zusammenhange noch einer neuen Flugmaschine von Paulhan und Peyret (Abb. 6) gedenken, die im Oktober 1904 im Pariser Aerodrom des erwähnten Aviatikers Ferber berechtigtes Aufsehen erregt hat. Die Konstrukteure haben sich von dem neueren Hargrave-System wieder auf die ältere, von dem amerikanischen Professor Langley vorgeschlagene Form zurückgezogen, die sich mehr an die Gestalt der großen schwebenden Vögel anlehnt. Anstatt übereinander sind die leichtgebogenen Gleitflügel hintereinander angeordnet und in der Mittel-

achse durchbrochen, so daß ein im ganzen rechteckiger Aeroplan von 6 bis 7 Metern Länge und 5 Metern Breite entsteht. Ein keilförmiger Einsatz zwischen dem hinteren Flügelpaar und ein breites Horizontalsteuer an der Spitze tragen zur Stabilität und Lenkung des Flugapparates bei, der allerdings noch nicht die Flugweite früherer Versuche erreichte, aber doch beim Abfliegen aus sehr geringen Höhen verhältnismäßig recht bedeutende Entfernungen durchmaß.

Im Februar 1905 wurde in der riesigen Maschinenhalle der ehemaligen Pariser Weltausstellung ein Wettbewerb für unbemannte Apparate behufs Förderung der Aviatik abgehalten, über den wir uns kurz fassen können. Wohl gab es unter den ausgestellten vogel- und drachenartigen Maschinen, die durch Federn, Uhrwerke oder durch die eigene Schwere angetrieben wurden, eine ganze Anzahl, die hübsche Strecken in geraden oder schraubenförmigen Linien zurücklegen konnten. Aber was will das im geschlossenen Raume besagen? Ohne lenkende Hand ist der vollendetste Flugapparat eine tote, den Luftströmungen und Windstößen preisgegebene Maschine; in der geschickten Hand eines erfahrenen Aviatikers kam umgekehrt der einfachste Drachensieger zum Werkzeug des Schwabens und Segelns werden. Nur daß es so furchtbar schwer und mühsam, ja gefährlich ist, sich diese Fertigkeit anzueignen. Erst am 18. Juli hat wieder in den Vereinigten Staaten ein mutiger

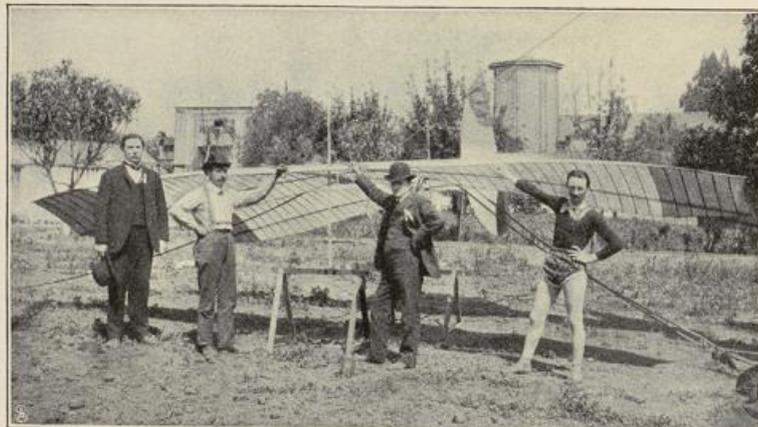


Courtesy of „Scientific American“

Abb. 6. Versuch mit dem Aeroplan von Paulhan-Peyret.

Luftschiffer das Vertrauen, das er in das Werk seines Meisters setzte, mit dem Leben bezahlte. Der in vielen vorhergehenden Versuchen erprobte Schwebapparat Professor Montgomerys „Santa Clara“ (Abb. 7), sollte über den Wiesengründen der gleichnamigen Universität eine Probe im großen ablegen. Ein Ballon hob den mit dem Aviatiker Dan. Maloney bemannten Segelapparat empor und ließ ihn, als beide für die zehntausend unten versammelten Zuschauer nur noch ein

kleiner Fleck am Himmel waren, langsam herabschweben. Ohne Zweifel war das ein tollkühnes Wagnis, doch muß wohl der Lenker sich und seinem Fahrzeug blind vertraut haben. Eine Weile schien der Apparat der Hand des Steuer-mannes zu gehören, dann schwankte er, senkte sich an einer Seite, überschlug sich und sauste aus 800 Metern Höhe in jähem Fall herab. Man glaubte noch



Courtesy of „Scientific American“

Abb. 7. Professor Montgomery und der Aeronaut Dan. Maloney.

die verzweifeltsten Anstrengungen des Steuermannes zu sehen, ihn wieder aufzurichten. Dann war alles zu Ende; unter den Bruchstücken fand man den zerstückelten, sterbenden Lenker. Ohne Zweifel wird auch dieses Ereignis hemmend auf den Gang der Aviatik einwirken, hoffentlich aber nur im Sinne einer größeren, bei den Versuchen zu beobachtenden Vorsicht. Noch besser wäre es freilich, wenn diese Vorsicht auch schon bei der Konstruktion und Erfindung neuer Flugmaschinen mehr als bisher zur Geltung käme.

Es bleibt uns noch übrig, der jüngsten Fortschritte auf einem Seitengebiete der Aviatik zu gedenken, das leider geraume Zeit vernachlässigt wurde, um erst neuerdings wieder mehr gepflegt zu werden.

Es ist die Anwendung der eigentlichen Hilfsmittel des Vogels, der bewegten Flügel, auf den menschlichen Flug. Kann man die Verbindung schwebender Gleitflächen mit Schrauben und Motoren als den Lillenthalschen Zweig der Aviatik bezeichnen, so hat sich um die Beobachtung und Anwendung des Vogelfluges vor allen der Physiker *Buttenstedt* bemüht, leider ohne in weiteren Kreisen das richtige Verständnis für seine Idee zu finden. Wir wollen das hier um so mehr betonen, als jetzt nach zwanzig Jahren diese Richtung in England wieder mehrere Vertreter von angesehenen Namen gefunden hat und vorauszusehen ist, daß die alte *Buttenstedtsche* Theorie der elastischen Antriebskraft des Vogelflügels demnächst aus England als neueste Errungenschaft der Aviatik wieder eingeführt werden wird. Ihr Fundamentalsatz ist der, daß bei jedem abwärts gerichteten Flügelsschlage nicht nur eine hebende, sondern vor allem eine von den elastischen Flügelspitzen ausgehende, kräftig ziehende Wirkung auf den Vogelförper ausgeübt wird, und daß in dieser Wirkung

der Flügel oder vielmehr der Schwungfedern das Hauptgeheimnis des Vogelflugs begründet ist. Um diese Tatsache experimentell zu beweisen, haben die Engländer *Frost*, *Hutchinson* und *d'Este* seit 1902 höchst interessante Versuche mit künstlichen Vögeln angestellt, deren große Flügel durch Elektromotoren in lebhaft alternierende Bewegungen versetzt werden. Ein solches Modell, an einem kreisförmig beweglichen Arm aufgehängt, 10 Kilogramm schwer und mit $\frac{1}{2}$ Quadratmeter Flügelausdehnung, wurde durch einen Elektromotor von $\frac{1}{10}$ Pferdekraft in lebhaft rotierende Bewegung versetzt, wobei sicher noch 75 v. H. der Energie durch Reibung verloren gingen und auch die starren, getrockneten Flügel weit entfernt waren von der Elastizität einer lebendigen Vogelschwinge.



Courtesy of „Scientific American“.

Abb. 8. Ein riesiger Versuchsvogel.

Die Experimentatoren haben alsdann ein ähnliches, verbessertes Modell eines Riesenvogels (Abb. 8) von 6 Metern Spannweite, 6 Quadratmetern Flächenausdehnung und, einschließlich des 3 pferdigen Motors und der mechanischen Einrichtungen, von reichlich 100 Kilogramm Gewicht hergestellt, mit dem die Versuche noch nicht abgeschlossen sind. Dieses Modell hebt sich bei jedem Flügelsschlage, deren der Motor 100 in der Minute hervorbringen kann, um 50 bis 60 Zentimeter, wird auch gleichzeitig lebhaft in horizontaler Richtung fortgezogen; doch sind die mit größter Vorsicht getroffenen Versuchsanordnungen noch zu unvollkommen, um ein ungetrübbtes Bild der Leistungen dieses Modells entstehen zu lassen.

Auf welchem von allen diesen Wegen wird nun das hohe Ziel, die Atmosphäre frei zu beherrschen, erreicht werden? Wer wird der Sieger in diesem großen Ringen bleiben? Wer von uns Lebenden wird noch Zeuge dieses Sieges sein? Das sind alles Fragen, deren Beantwortung wohl noch in ferner, ferner Zukunft liegt.

Der Damenfeind.

Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein.

Die Einladungen zur Hochzeit waren verschickt, und nach kurzer Zeit stellte sich das betrübende Resultat heraus, daß nur fünfzehn der Geladenen verhindert waren.

90—15=75. Blieben also nach Adam Riese immer noch 75 Personen!

Amtsrichter *Fritz Siebmacher*, der junge Ehemann in spe, brütete tief sinnig über der Tafelordnung. Ein oberflächliches Schema dieses hochwichtigen Dokuments, das mit Hilfe von Braut und Schwiegermutter und unter Assistentz sämtlicher weiblicher Anverwandten zustande gekommen war, gab ihm wenigstens in großen Zügen die Direktive. *Herta*, die gute Seele, hätte am liebsten bei ihrer eigenen Hochzeit auch gleich ihre sämtlichen Freundinnen unter die Haube gebracht. Und besagte sämtliche Freundinnen rechneten ihrerseits seit Monaten mit diesem Tage, wie ein Losinhaber mit der Ziehung rechnet.

Es war im August und sehr heiß. *Fritz Siebmacher* hatte den Rock abgeworfen, trank einen leichten, eisgefühlten Moselwein und rauchte eine seiner feinsten Zigarren, um wenigstens in gewisser Hinsicht sich schadloß zu halten für die Leiden, mit denen er sich seinen Himmel erkaufen mußte.

Manchmal ertappte er sich aber doch auf einem inbrünstigen Fluche. Warum konnte er seine kleine *Herta* nicht frisch vom Flecke freien? Warum mußten sämtliche Leute, mit denen die beiden Familien versippt, verschwägert, bekannt und befreundet waren, feierlich dazu aufgeboten werden?

Wie ein Alarmsignal scholl plötzlich der schrille Ton der Fluglocke in seine ärgerlichen Gedanken hinein. Jetzt Störung! Wo er sich eben mühsam ein bißchen hineingearbeitet hatte!

Mit gerunzelter Stirn, festgeschlossenen Lippen, hinter denen allerlei Grobheiten lauerten, blickte er nach der Tür.

„Ah — du!“ rief er aber erleichtert, als eine große, breitschulterige, etwas mässige Männergestalt in einem bequemen, doch guttühnenden Anzug von englischem Stoff hereintrat. „Na, seh dich!“ Schon wieder über seine Tafelordnung gebeugt, reichte er dem Ankömmling flüchtig die Hand. „Entschuldige. Bin 'n bißchen im Schuß. Schenk dir ein. Zeitungen“ — er schob ihm einen Paß Blätter hin — „hier! Bin bald fertig. Was gibt's denn, alter Junge?“

Der Baumeister Arnold Schmidt berührte im Vorübergehen die hagere, gelbliche Hand des Amtsrichters mit seiner breiten, nervigen Varentage, brummte einen undeutlichen Gruß und ließ sich, ohne der Aufforderung des Freundes, zu trinken und zu lesen, Gehör zu schenken, auf dem Stuhl am Fenster nieder.

Hier saß er eine ganze Weile schweigend, trommelte gegen die Scheiben und spitzte die Lippen, die von einem starken blonden, etwas getraukten Bart umrahmt waren, zu einem tonlosen Pfeifen.

Er machte vorläufig nicht im geringsten Miene, sich über den Grund seines Besuches auszulassen. Und dem Amtsrichter schien die Schweigsamkeit des Freundes selbstverständlich.

Gleichmäßig kitzelte die Feder übers Papier, und ebenso gleichmäßig trommelte Arnold gegen die Scheibe. Bis Fritz auf einmal seine Gedanken laut werden ließ: „Die Sanitätsrätin? — Wo tu ich die bloß hin?“

„Du!“ ließ sich jetzt Arnolds kräftige Stimme vernehmen — das Trommeln hörte auf, und mit energischem Ruck wendete er den kurzgeschorenen Kopf dem Amtsrichter zu. „St! — Einen Moment! — Dem Geheimrat Bartels? Ne — geht nicht. Der kriegt ja die Tante Marie. Himmelst! . . .! Wo laß ich aber bloß diese Sanitäts . . .“

„Fritz! — Hör mal . . .“

„Was denn, Nolte?“

Dieser zog eine oktavgroße Karte aus der Brusttasche und warf sie auf den Schreibtisch.

„Da habt ihr mir meuchlings was zugeschiebt . . .“

Fritz sah erstaunt aus, lächelte. „Na ja, selbstverständlich. Die Einladung.“

„Selbstverständlich? Na, weißt du . . .“

„Du kommst doch . . .“

„Nein, ich komme nicht.“

Und Arnold Schmidt blickte mit seinen großen, ruhigen blauen Augen so fest und trotzig dem Amtsrichter in das blasse und nervöse Gesicht, daß der ganz überwältigt die Feder niederlegte und langgedehnt, beinahe' fassungslos wiederholte: „Kommst — nicht?“

„Nein,“ klang es zurück — doch um eine feine Nuance weniger fest.

Fritz schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, so daß sämtliche Geräte zitterten und ein kleiner Bronzemann auf die Nase fiel.

„Na, da hört denn doch Verschiedenes auf!“ donnerte er. „Du — nicht zu meiner Hochzeit?“

„Gar nichts hört auf,“ entgegnete der Baumeister mit schöner Milde. „Sieh mal, alter Junge, wir können das ja gemüthlich miteinander abmachen. In eure feinen Gesellschaften paß ich so gut wie das Mastodon in die Puppenkomödie. Tanzen kann ich nicht. Courschneiden kann ich nicht. Essen und Trinken kann ich in so einer moralischen Zwangslage auch nicht so viel, um die Kosten für die übrigen Rastereien herauszuschlagen.“

„Herrgott!“ stöhnte der Amtsrichter, sich verzweifelt in die Haare fahrend. „Herrgott! Dieser Mensch, der keinen Unterschied macht zwischen Kohlrüben und Artischocken — der spielt sich auf einmal als Gourmand, als Vieltrah auf —“

„Und dann . . .“ unterbrach ihn Arnold Schmidt, „diese Damen!“

„Aha!“ rief der Amtsrichter und legte in das kleine Wort alle Bosheit, deren dieser gutmütige Mensch fähig war. „Also die alte Geschichte!“

„Ich bin grundsätzlich nie in Damengesellschaft gegangen —“
„Natürlich nicht. Hast dich gefürchtet! Vor den Töchtern, die dir gar zu deutlich zeigten: ich mag dich! Vor den Müttern, die dir überall Fußangeln und Fallstriche legten! Denn so ein Schwiegerjohn — ein Baumannsch, von dem ganz Berlin W. seine Villen gebaut haben will! — ein Mann, gesund, stattlich, in glänzenden Verhältnissen . . .“

„Ich bin grundsätzlich nicht in Damengesellschaft gegangen,“ wiederholte Arnold, der so lange vergebens auf eine Presse in des Amtsrichters Zorneserguß gewartet hatte, mit stillem Eigensinn. „Ihr Hochwohlgeborenen habt ja so allerhand Freimaurerzeichen, an denen ihr erkennt, wer zu eurer Kaste gehört, wer nicht; — Dinge, die einem von der Kinderstube her in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen. Und — na, du weißt ja! — meine gute Mutter hat — obgleich sie's als wohlhabende Hausbesitzerin nicht nötig hatte, manchmal den Hof gefegt. Mein Vater trank abends sein Gläschen Bier am liebsten in irgend einem ‚Bums‘. Die vornehmen Lokale, wo die Herren Kellner ihn herablassend behandelten, mochte er nicht. Ich — mit den blauen Strümpfen, die ich immer tragen mußte — einem mir heute noch unverständlichen Prinzip meiner guten Mutter zuliebe — und den kurzen Jacken, an denen merkwürdigerweise immer die Ellbogen durch waren . . .“

Jetzt sprang aber Fritz puterrot vom Stuhle auf und pflanzte sich, die Hände in den Hosentaschen, breitbeinig vor den Baumeister hin. „So! Und daß du dir diese Jacken hundertmal hast vollhauen lassen, wenn ich dumme Streiche gemacht hatte,“ höhnte er, „und daß du mir tausendmal aus der Verlegenheit geholfen und, als mir das Messer an der Kehle saß, meine Schulden bezahlt hast . . .“

„Blödsinn!“ donnerte Arnold dazwischen. „Das gehört nicht hierher!“

„Nein, bewahre! Das gehört nicht hierher. Dieser Mensch zerrt seine sämtlichen im Grabe modernnden Vorfahren herbei, um mir zu beweisen, daß er nicht auf meine Hochzeit —! Dieser Mensch — Oh! — Oh!“

„Weil ich nicht Lust habe, dich und mich zu blamieren!“ rief Arnold, doch nicht mehr ganz so kräftig wie früher. „Die Weiber — Herrgott! Wenn ich mir vorstelle, daß ich fünf, sechs Stunden lang leeres Stroh dreschen soll mit so einem — einem — Wesen, das mir so unverständlich ist, als sei es eben vom Monde herabgepurzelt —“

„Aha! ein Weiberhasser von der unverbesserlichsten Sorte! Nicht einer, der sie zu gut kennt — nein, einer, der nach ein paar dummen Exemplaren, die ihn — meinetwegen! — vor den Kopf gestoßen haben — nun das ganze Geschlecht in einen Topf tut und drauf schreibt: ‚Gift! Mein lieber Nolte . . .“

„Ja, mein lieber Fritz . . .“

„Bon! Du willst also nicht! Um eines albernen Vorurteils willen mir nicht den Gefallen — die Freude . . .“

Es knapste etwas über in Fritz Siebmachers Stimme. Er schwieg plötzlich. Mit einem schweren Stöhnen ließ er sich wieder am Schreibtisch nieder, suchte mit leise zitternder Hand die auseinandergestreuten Utensilien seiner Tätigkeit zusammen und begann zu schreiben.

„Und ich Esel hatte mir eingebildet, mein bester, ältester Freund gehörte so notwendig zu meiner Hochzeit wie — na ja, wie die Braut . . .“ murmelte er noch.

Es war ein Weilschen wieder so still im Zimmer wie vor diesem Intermezzo.

Arnold Schmidt guckte aus dem Fenster mit einem wahren Bulldoggesicht; er trommelte an die Scheiben, hatte aber das Mundspitzen vergessen. Im Gegenteil: seine härtigen Lippen waren so fest geschlossen, als fürchtete er, daß ihnen wider Willen ein Wort entschlüpfen könnte, das ihm nachher leid wäre.

Allmählich aber wendete er leise den Kopf zurück und warf einen verstohlenen Blick auf seinen Freund.

„Na, da können wir also glücklich wieder von vorn anfangen,“ murmelte der eben und machte einen dicken Strich,

so daß die Spritzflecke nach allen Seiten umherstoben. „Also Baumeister Schmidt — wafat! Bleibt die Ursula übrig, der Herta ihre Beste. Bon! Kann ja heiter werden!“

Stöhnen, Achselzucken, Grollen. Allerlei neue Namen entrollten den Lippen des Amtsrichters, dem sich die Milch der frommen Denkart in gärenden Drachengift verwandelt hatte; denn er konnte sich nicht genug tun in satirischen und böshafter Bemerkungen über die unglücklichen Opfer seiner tischordnerischen Tätigkeit.

Arnold Schmidt kam sich wie ein herzloser Barbar vor, daß er dem Freunde so die Freude verdorben hatte. Aber es half nichts. Was er einmal gesagt hatte, das stand bombenfest! Daran war nicht zu rütteln!

Teufel! Er war doch keine Wetterfahne! So gern er auch Fritz den Gefallen . . .

Aber eigentlich, wenn man's so bedenkt: Recht hatte der ja. „Sein bester Freund,“ hatte er gesagt. Na ja. Das stimmte auch.

Hm! — Und Hochzeit ist bloß einmal . . . Und wie wild er geworden war!

Arnold Schmidt lächelte bei dem Gedanken. Leise und verstoßen drehte er sich nun vollends herum.

Ja, da sah der Fritz — in Hemdärmeln — so ein schlankes, distinguiertes Gewächs „aus guter Familie“. Selbst vom Rücken sah man's ihm an: hochwohlgeboren. Fein erzogen, beste Manieren. Und solch ein Gewicht legte der drauf, daß er, der Handwerkersohn, bei seiner Hochzeit nicht fehlte! Hübsch von ihm! Wirklich!

Je mehr Arnold den verbißnen Schreibenden betrachtete, der geflüstert keine Notiz von ihm nahm, desto zärtlichere Gefühle stiegen in ihm auf. Alles, was er von ihm erspähen konnte, das verlorene Profil mit dem starken Schnurrebartzipfel, das dunkle, glattgeschneidete Haar, das hübsche, frauenhaft zierliche Ohr, die feine, gelbliche Hand, erfüllte ihn mit heftiger Zuneigung, mit Stolz, beinahe mit Rührung.

Mein Freund! dachte er. Und diesem Freund erschwere ich eine so verantwortungsvolle Pflicht — und so kurz vor der Hochzeit, wo alle Welt Rücksicht nimmt und, wo sie kann, Steine aus dem Weg räumt!

Und warum? —

Ein wilder Groll stieg in ihm auf. Er haderte mit dem Geschick, das ihm eine gute Dosis Wohlgefallen am Weibe in die Wiege gelegt, ihm aber grausam die Fähigkeit ver sagt hatte, sich dem schönen Geschlecht angenehm zu machen. Wie höhere Wesen erschienen sie ihm in ihren feinen Kleidern, mit ihrer zierlichen Sprache, der schlagfertigen Sicherheit, vor allem in ihrer unbegreiflichen, nie erreichbaren Kunst, über ein Nichts zu plaudern!

Was für ein Stockfiß war er dagegen! Ewig schüchtern und verlegen, bei jedem Anlaß die Farbe wechselnd, nie sicher, ob er nicht eine große Taktlosigkeit oder einen groben Verstoß beginge!

Ach, dies Entsetzen, als er einmal bemerkte, daß er der einzige war, der den Fiß mit dem Messer schnitt! Diese tödliche Verlegenheit, als die Frau Major, an deren rechter Seite er in völliger Harmlosigkeit dahinschritt, ihm sehr pikiert bedeutete, daß ihm dieses nicht zukäme. Und wie ihn jede kleine gesellschaftliche Sünde noch in der Erinnerung gequält, ihm wochenlang nachher noch die Blut ins Gesicht, den Angstschweiß aus den Poren getrieben hatte!

Er hatte es bald heraus, daß die Männer leicht hinwegsehen über seine kleinen Verstöße, die er übrigens von Jahr zu Jahr mehr ablegte, und daß er bei ihnen etwas galt. Die Frauen aber . . .

Eine Herzenserfahrung, bei der er sich schon am Ziel glaubte, um dann hören zu müssen: „Ihre Familie — und so allerlei — nein, ich komm nicht drüber weg!“ hatte ihm ein paar der schönsten Jugendjahre verbittert. Kraftvoll aber hatte er sich endlich wieder zu freudiger Lebensbejahung durchgerungen. Nun war er frei, lebte ganz seiner Arbeit, las

viel, ging gern ins Theater und in gute Konzerte und hatte sich's geschworen, sich nie wieder auf die abschüssige Bahn zu begeben.

Und in dies von behaglichen Gewohnheiten durchflochtene Junggesellenleben plagte die Einladung zu Fritz Siebmachers Hochzeit wie eine Bombe hinein. Gleich im ersten empörten Schreck war Arnold spornstreichs zu dem Attentäter gelaufen, um ihn zur Rechenenschaft zu ziehen. Die Sache war erledigt. Er konnte gehen. Aber er saß wie angeleimt auf seinem Fensterplatz.

Das zwickte und zwackte, zerte und quälte.

Der Fritz konnte ihm das ja nie vergessen!

Und — am Ende — den Kopf kostete es ja nicht.

Wenn er sich mal ein paar Stunden lastete.

Natürlich — irgend eine ältere Dame, die kein Mensch mochte . . .

Als dieser Gedanke in seinem Hirn auftauchte, murmelte Fritz eben zerstreut: „Meine Schwiegermutter — hm?“ . . .

Da sprang Arnold Schmidt wie elektrifiziert auf, so plötzlich und geräuschvoll, daß Fritz entsetzt zusammenfuhr.

„Du gib mir!“ rief Arnold begeistert. „Dann komm ich!“

„Mensch!“ Der Amtsrichter schüttelte mitleidig den Kopf.

„Die kriegt ja selbstverständlich mein Alter. Nein, du mußt die Ursula nehmen, sonst reißt mir die Herta den Kopf ab.“

„In Gottes Namen denn!“ murmelte Arnold Schmidt müde und resigniert, und Fritz Siebmachers Jubel weckte nur ein mattes Echo in seiner Brust.

Auf dem Vorplatz, bis wohin Fritz ihm das Geleit gab, entrang sich Arnold noch eine bange Frage: „Sag mal, die bewußte Ursula, wie ist denn die ungefähr?“

Fritz nahm einen Anlauf, sich in feuriger Beredsamkeit zu ergießen. Aber ein Blick in Arnolds gespanntes und verbüstertes Gesicht mahnte ihn zur Vorsicht.

„Nett,“ sagte er deshalb so obenhin.

Bloß „nett“? Das machte Arnold Mut.

„Und hoffentlich — nicht mehr jung?“

„Hm!“ — Fritz zögerte ein wenig. „Jedenfalls kein Backfiß mehr.“

„Gott sei Dank!“ atmete der Baumeister auf. „Und hoffentlich — häßlich?“

„Ich — hm — ich kenne Häßlichere,“ äußerte Fritz diplomatisch unbestimmt. „Jedoch das ist Geschmackssache. Ich hoffe, lieber Kolte, das Opfer, das du bringen wirst — ein paar Stunden neben ihr zu sitzen — wird nicht allzuschwer sein.“

Arnold Schmidt lächelte melancholisch. „Hast du sonst noch Wünsche?“

„Lieber Junge — entschuldige — aber — du weißt doch, daß du deine Dame im Wagen abholen, ihr Blumen bringen und mit ihr zusammen zur Kirche fahren —? Aber Kolte — um Himmels willen — was ist dir?“

Arnold war zurückgetaumelt, daß er sich am Türpfosten halten mußte. Aber er ermannte sich. Der schöne, hohe Opfermut kam wieder über ihn, und stark und fest fragte er: „Die Adresse?“

„Ursula Faber, Charlottenburg, Bleibtreustraße 10, III.“

Arnold Schmidt notierte sich alles genau. Dann war die denkwürdige Unterredung beendet, und er stieg die Treppe hinab.

Einen Trost trug er in sich. In gesetzten Jahren — und, wie es scheint, gerade keine Schönheit — denn das kam recht kleinlaut heraus.

Und dann: Faber! Der Name heimelte ihn an. Wer so viel Bleistifte braucht wie ein Baubekleinerer, für den hat der Name etwas beinahe verwandtschaftlich Intimes, Vertrautes.

Und Bleibtreustraße? — Hm —

Und III? — Hm, hm! —

Mit einem Gefühl der Erleichterung dachte er an seine stilvolle Villa, die bis aufs Streichholzbüchchen hinab den Schwung seiner „persönlichen Linie“ zeigte, den die Kritik, besonders aber der gestrenge und hochangesehene „U. F.“ von

der „Bürgerzeitung“ stets an ihm gerühmt hatte. Bleibtreststraße 10, III — eine ganz gewöhnliche Mietskasernen ohne Zweifel — damit nahm er's noch auf.

Glender! schalt er sich gleich darauf und wurde vor sich selber rot. Proß, elendiger!

Ja, ausgetauscht war er heut. Sich selber kannte er nicht wieder. Und das alles machte diese — diese . . .!

Ingrimmig schlug er mit der Faust an seine Brust, wo in der Foppentasche das Riesenformat der blechartig harten und steifen Einladungskarte sich blähte.

* * *

Noch vierzehn Tage Galgenfrist, die er gewissenhaft zählte.

Jeden Morgen erwachte er aus seinem gesunden Tiefschlaf mit dem beklemmenden Gefühl, daß etwas Schweres auf ihm läge. Und wenn er sich dann mühsam ermunterte und sich besann, was es sei, so ging's ihm immer wie eine leichte elektrische Entladung durch die Glieder. Und die Kraft dieser elektrischen Schläge, statt sich durch die Gewohnheit abzuschwächen, nahm zu, je mehr er sich dem verhängnisvollen Termin näherte.

Und endlich war er da, der Tag, den Arnold so innig verwünschte, wie sein Freund Fritz ihn herbeisehnte.

Nach einer schlaflosen Nacht erwachte er aus einem kurzen, unruhigen Morgenschlummer schon in aller Frühe. Sein Herz hämmerte, sein Haar war feucht. Geträumt hatte er — o, so entsetzlich! Verworren ist ihm noch aus all den schauer-vollen Einzelheiten in der Erinnerung geblieben, daß er sich in der Gesellschaft befindet, der Hochzeitsgesellschaft, die immer mehr anschwillt — Menschenmengen, die der Saal nicht fassen kann.

Und er — ganz allein inmitten dieser Menge, die einen Kreis um ihn bildet — einen leeren Raum, die vor ihm zurückgewichen ist wie vor einem Ausfahigen. Aller Augen ruhen auf ihm, mit Spott, Abscheu, Schadenfreude; die Hinterstehenden recken die Hälse — er sieht an sich hinunter und entdeckt, daß er statt der eleganten Lacktiefel Pantinen an den Füßen hat! Holzpantinen und blaue Strümpfe zu dem Grad mit den Ordenssternen, der weißen Binde, der tiefausgeschnittenen, schneigenen Weste!

Arnold Schmidt fühlte sich so elend und zerschlagen an allen Gliedern, daß er sich mit gutem Gewissen „wegen Unpäßlichkeit“ hätte entschuldigen und gemütlich zu Hause bleiben können. Aber er dachte stoisch: Halt's durch. Ein paar Stunden — auch dieser Tag hat ja nicht mehr als 24 — und alles ist vorüber.

Erst auf dem Bau und im Bureau bei der Arbeit wurde ihm wie immer wohl und frei. Da vergaß er alles, was ihn drückte, und als einer seiner Auftraggeber, ein reicher Industrieller, mit allerlei Wünschen und Plänen an ihn herantrat, verhandelte er mit ihm in der angeregtesten Weise. Er begann sogleich Berechnungen anzustellen, zu zeichnen, herrliche Ideen kamen ihm, ganz wundervolle, originelle Ideen. O, diese Villa im Grunewald würde eine Perle werden — das Beste, was ihm je geglückt!

Bis ihn auf einmal das Schlagen einer Uhr aus seinem Künstlerrausch herausriß. Er horchte. Halb Drei? — Unmöglich! Und um vier Uhr ist die Trauung? Und er hat noch von Kopf bis Fuß Toilette zu machen! Um halb Vier muß er in der Bleibtreststraße sein, mit seinem Blumenstrauß, seine Dame abholen!

Rasch Droßte zum Bahnhof. Armer Gaul! Der gebotene doppelte Fahrpreis macht deinen Herrn und Venker gefühllos. Dann hinein in den Zug, der sich schon in Bewegung setzt.

Nach kaum zehn Minuten sprang Arnold Schmidt die Freitreppe seiner Villa in der Fasanenstraße mit einem einzigen fähnen Satz empor, rannte an seiner Wirtschafterin, sie beinahe überrennend, vorbei und verschwand in seinem Zimmer.

„Gottchen, Gottchen, Herr Baumeister!“ rief die gute Ostpreukin ihm ganz entsezt nach. Erbarm' dich! Ganz wild

hatte er sie angesehen, mit rollenden Augen, sie beiseite geschoben, so rücksichtslos, als wär' sie ein alter schwerfälliger Großvaterstuhl, der ihm im Wege gestanden hätte, und nicht seine ihn liebevoll umsorgende Ludowike Schmälzlein!

Aber es war ja auch schon höllisch spät! Sie sah nach der Uhr. Wenn er nur fertig wurde! Ein Glück, daß sie ihm Stück für Stück zurechtgelegt hatte zum Anziehen. Er brauchte bloß zuzugreifen. Ja, die Männer! Wenn er sie nicht gehabt hätte!

Aber sie blieb in der Nähe, jeden Augenblick bereit zuzuspringen, wenn er etwas brauchte. Und ängstigte sich ab, die gute Seele, daß ihr ganzes Gesicht glühte und die weißgestärkten Haubenbänder unter ihrem Doppelfirn in ein nervöses Zittern gerieten. Zu spät kommen bei einer Trauung, das wär' doch eine schlimme Vorbedeutung!

Und dabei rückte der Zeiger weiter und weiter.

Der Wagen kam vorgefahren — das Elegante von einer Mietskutsche, was man sich denken konnte. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, knallte — knallte — kein Baumeister erschien.

Endlich hielt sie es nicht länger aus. Sie klopfte an seine Tür. „Herr Baumeister — ach du liebes Gottchen, der Wagen . . .!“

„Herein!“ rief es drinnen, so laut, so donnernd, wie sie es noch nie aus seinem Munde gehört hatte. Herz klopfend, ganz verschüchtert öffnete sie einen kleinen Spalt, guckte hindurch — und stieß einen hellen Entsetzensschrei aus.

Allmächtiger! Da sieht er vor dem Kastenspiegel, noch in Hemdärmeln, ein nasses Tuch in der Hand, und tupft, und tupft — und das Blut tropft aus einem tiefen Schnitt aus seinem Kinn. Wie ein rotes Bächlein rieselt es über seinen Hals und macht auf dem gestickten Brusteinsatz des Hemdes einen großen dunklen Fleck.

Frau Schmälzleins hoher, schriller Schrei bringt den Baumeister um den letzten Rest seiner bis dahin heldenmütig bewahrten Fassung.

„Gestpfaster!“ schreit er, kommandiert er, schnauzt er — der sonst immer rücksichtsvoll bittende, gütige Herr. Und als sie, vor Angst und Diensteseifer zitternd, ihm ein Päckchen bringt und er's mit einer Hand aufreißt — die andere sucht das Blutbächlein am Kinn aufzuhalten — und sich's heraussieht, daß sie in der Hast das falsche, das schwarze gegriffen hat — da — Allmächtiger! — geschieht das Furchterliche, Unvergeßliche: der Baumeister nennt die treue Hüterin seines Hauses „eine alte Gans“!

Das ging über die Kräfte dieser aufopferungsvollen Seele! Die Tränen, die bei ihr so locker saßen wie überreife Holunderbeeren am Stiel, purzelten und kollerten ihr stromweis aus den Augen. Ein Schluchzen, das ihr das Herz abstoßen wollte, überfiel sie, und blind vom Weinen, aber erhobenen Hauptes, jeder Zoll eine beleidigte Wohltäterin, tastete sie sich stolpernd aus dem Zimmer und überließ ihren undankbaren Herrn seinem Schicksal.

Wachte er doch nun zu spät kommen! Ihm geschah ganz recht, dem Tyrannen, dem Grobian! Sie rührte keinen Finger weiter. Wenn er seine dienstfertige Helferin so tödlich beleidigte!

Und mit einer diabolischen Genugtuung malte sie sich's aus, wie verzeifelt ihr Baumeister jetzt unter seinen reichen Linnenschätzen wählen, — ein Staat, diese feine, blendendweiße Wäsche, ein Prinz konnte sie nicht schöner haben! — wie er nach einem neuen Oberhemd suchen würde! Wie er das Oberste zu unterst bringen, die Servietten und die Handtücher durcheinanderwerfen — kurz, eine greuliche Verwüstung anrichten — denn ein Mann im Wäschejranke, das ist ja wie ein Kalb im Tanzsaal — und den Wald vor Bäumen nicht sehen würde. Hundert- und hundertmal hatte sie's ihm schon einstudiert, wo die Sachen lagen. Er begriff's nicht, bei aller seiner Geistesheit.

Das war nun seine Strafe. „Eine Gans“! — Sie eine „alte Gans“! Von neuem erglühete sie in Empörung.



Copyright 1905 by Frans Hanitschka.

Seemannsleben.

Gemälde von Max Sponner.

Durste sie, die in Ehren ergraut war, solche Schmach auf sich sitzen lassen? — Wie, wenn sie ihn kündigte? Das wäre eine Nahe, eine Genugtuung!

„Ja, knall du man!“ triumpierte sie zwischendurch. Denn die Peitschen-signale des Kutschers erschollen in immer kürzeren Zwischenräumen, immer dringender, immer wärmer: Sput dich, spud dich!

„Knall du man! — Kannst noch ein Stündchen knallen! — Der sucht noch, haha! Der kommt noch lang ni —“

Mitten im Wort stockte sie. Die Tür flog auf, ehe sie's gedacht — und er — in voller Gala über die Diele — hinein in den Wagen — weg.

Einen Blick hatte sie nur auf ihn werfen können, aber der hatte auch genügt, ihren Zorn spurlos hinwegzuschmelzen und ihre Brust mit glühendem Stolze zu erfüllen.

Ein vornehmer, stattlicher Herr, ihr Herr! Wie der neue Frack ihm saß auf der breiten, hohen Gestalt! Wie angegossen. Ach, und die beiden bunten Sterne auf der Brust, die er sich immer anzulegen genierte. Denn er war doch gar zu bescheiden und wollte nichts davon wissen, daß er in seinen jungen Jahren schon einen berühmten Namen hatte.

Aber sie hatte es selbst gelesen. „Einer unserer genialsten jungen Architekten“ wurde er genannt. Seitdem ging sie einher wie auf unsichtbaren Stelzen.

Ja, sie liebte ihren Herrn, den Gegenstand all ihrer Sorgen, ihrer Gedanken, die uner schöpfliche Quelle, aus der Jahr für Jahr der Segen in ihr Sparkastenbuch floß. Und ihr Groll war immer nur wie Märzschnee, der im Augenblick verdampft.

Auch jetzt hatte er sich im Handumdrehen in sein Gegenteil verwandelt, in glühendes Mitleid, in Reue über ihre eigene unbegreifliche Hartherzigkeit.

Und von Selbstwürwürfen zerfleischt, öffnete sie die Tür, die er eben hinter sich zugeworfen hatte.

Da — erbarm' dich! — leuchtete es in dem Chaos achtlos umhergeworfener Kleidungsstücke, leuchtete in entzückender, zarter Farbenharmonie: der Orchideenstrauch, der so ein sündhaftes Geld gekostet, und den der Baumeister in der Eile — vergessen hatte.

Dieser Anblick war mehr, als Ludowike Schmälzleins in ihren Tiefen ausgewählte Seele zu tragen vermochte. Die Knie knickten unter ihr zusammen. Sie sank in den nächsten Stuhl, verhüllte ihr Antlitz in der Schürze und weinte, als wollte ihr das Herz brechen. (Fortsetzung folgt)

Unteroffizier Geßmann.

Eine afrikanische Erinnerung.

Von Käthe Langenmayr.

Es war ein herrlicher Sonntag.

Der Himmel war wolkenlos, und die sanften Wellen des Atlantischen Ozeans schimmerten in tiefem Blau.

Ich lag auf meinem bequemen Korbstuhl und sah den Wellen zu, die rastlos arbeiteten, um etwas Bewegung in das schöne Bild zu bringen.

Ganz fern am Horizont versank die Küste von Afrika in den schimmernden Fluten.

Ein wundervolles Glücksgefühl, eine wohlige Genesungs-freude durchströmte mich.

Afrika, das Land meiner Träume und Wünsche, das ich vor einem Jahr glücklich und hoffnungsvoll betreten hatte, in dem ich unter vorher nicht geahnten Fährlichkeiten und Strapazen um den Siegeslorbeer gerungen hatte, und das ich nach meiner Verwundung auf monatelangem Krankenlager schon als mein Grab betrachtet hatte — dies Land versank da hinten im Meer.

Es war also doch nicht das Ziel gewesen, nur eine Etappe, eine Station auf meinem Lebensweg. Und jetzt ging es wieder in die Heimat!

Kings um mich her herrschte Feiertagsruhe. Stolz und stattlich fuhr unser schönes Schiff durch das unendliche Meer. Wasser und Himmel — weiter war nichts zu sehen, nur noch einige Delfine, die sich lustig in den Wellen tummelten.

Den ganzen Tag hätte ich so liegen können, ohne Längeweile zu empfinden, wenn nicht die Essensglocke manchmal zu einer ebenso angenehmen Beschäftigung gerufen hätte. Aber das tat sie oft, und ich folgte ihr gern. Die Seeluft übt anerkanntermaßen einen segensreichen Einfluß auf die Ekstase aus. Das machte sich bei mir nach meiner langen Krankheit noch besonders geltend.

Bei diesen angenehmen Beschäftigungen wurde ich noch von einigen Gefährten unterstützt, die, gleich mir, Genesende waren und zur vollständigen Heilung in die Heimat zurückkehrten. Wenn wir nicht im Eßsaal mit der Verbesserung unseres Ernährungszustandes beschäftigt waren, saßen wir auf Deck bei-

einander und lasen oder plauderten von unseren verschiedenen Erlebnissen und Erfahrungen.

Es dauerte auch heute nicht lange, bis sich die Gefährten bei mir einfanden. Die Liegestühle wurden zurechtgerückt und die Zeitungen, die wir kürzlich im Hafen von Monrovia erhalten hatten, noch einer letzten Prüfung unterzogen.

Unser Assistentenarzt, ein noch sehr junger Mann, der einen schweren Typhus durchgemacht hatte und wohl jetzt noch der Erholungsbedürftigste von uns allen war, hatte das Zeitungsblatt mit der neuesten Ordensliste in der Hand. Er mochte zuerst darin gelesen haben; jetzt hafteten seine Augen wohl noch auf dem Papier, seine Gedanken schienen aber ganz wo anders zu sein.

Wir hatten ihn eine Weile lächelnd betrachtet und verständnisvolle Blicke miteinander gewechselt. Endlich sagte ich zu ihm:

„Sie suchen wohl Ihren eigenen Namen unter den neuen Ordensrittern und können ihn gar nicht finden?“

Die anderen lachten. Er schüttelte nur den Kopf.

„Nun, was suchen Sie denn?“

„Einen Namen — ja — ich wollte, ich könnte ihn hier noch finden,“ sagte der junge Arzt. „Aber er steht doch nicht dabei.“

„Na, eigentlich könnten Sie zufrieden sein. Die Liste ist lang genug,“ bemerkte einer.

„Diesmal sind die Afrikaner reichlich bedacht worden,“ sagte ein anderer. „Und nicht nur die Offiziere, auch die Mannschaften, das gefällt mir.“

„Es wird wohl Leute geben, die finden, es sei allzu reichlich —“

Eine helle Röte flog über das Gesicht des Arztes.

„Allzu reichlich,“ wiederholte er, „das darf niemand sagen! Jeder, der da unten seine Pflicht getan hat, müßte eine Auszeichnung haben.“

„Dann wär's keine Auszeichnung mehr.“

Der junge Arzt hörte nicht auf diesen Einwand. „Wer unsere Leute gesehen hat, wie ich sie gesehen habe, — so

treu und pflichteifrig in schwerer Zeit! Und da war einer, dem hätte ich das Ehrenkreuz besonders gewünscht — einer, der auch ein Held gewesen ist, wenigleich ein stiller Held — keiner von denen, die da draußen im Busche kämpften —

„Einer? Wen meinen Sie denn?“

„Erzählen Sie! Wir haben gerade Zeit zum Zuhören!“

„Ja,“ sagte der junge Arzt, „ich will von ihm erzählen: Er war mein Gehilfe, als ich da oben, nicht weit vom Waterberg, in einer öden Gegend, ein Lazarett verwaltete. Eigentlich war's gar kein Lazarett, sondern nur ein Zelt, in das ich die Kranken legen ließ, bis ich sie in ein richtiges Lazarett bringen konnte. Nichts von Einrichtungen oder Geräten für meine Zwecke gab's da, wir mußten alles selbst erfinden und anfertigen. Die Bettstellen waren aus kräftigen Zweigen der Dornbüsche gemacht; die Bettstellenfüße wurden in die Erde gegraben, dazwischen spannten wir leere Mehlsäcke aus und banden sie an den Ästen fest. Das war das Lager für unsere Kranken.“

Anfangs waren es nur wenige. Mein Gehilfe, Geßmann hieß er und war ein biederer Schwabe, bediente und pflegte sie.

Ich konnte mich auf ihn verlassen. Wenn er auch mit den lateinischen Namen unserer Arzneien auf sehr gespanntem Fuß stand, so hatte er dafür ein goldenes Herz voll Mitgefühl für die kranken Kameraden und eignete sich wegen seines ruhigen, gemessenen Wesens ganz besonders zum Krankenpfleger.

Also zuerst hatten wir nicht übermäßig viel Arbeit. Ich hielt darauf, daß Geßmann jeden Tag einen Spaziergang ins Freie machte, damit er nicht dauernd in der Krankenluft blieb. Ich selbst ging aus dem gleichen Grunde mittags eine Stunde in die Offizierspeiseanstalt.

Diesen stolzen Namen führte nämlich ein leeres Zelt, das eigentlich zum Aufbewahren unserer Vorräte bestimmt war. Da es aber mit den Vorräten bei uns herzlich schlecht bestellt war — alles was ankam, mußte zu den vor uns kämpfenden Truppen gebracht werden — richteten wir es uns zu dem erwähnten Zweck ein.

Wir statteten es mit zwei schönen Tischen aus, die aus alten Kisten hergestellt worden waren. Sie erwiesen sich freilich als etwas zu zart für den täglichen Gebrauch, da sie bei jeder unvorsichtigen Bewegung wackelten; aber wir richteten uns mit ihnen ein, da wir keine anderen hatten. Wenn einer von uns sein Fleisch schnitt, hielten die anderen Teller und Tassen fest. Einige kleinere Kisten waren Eise, und ihre Nägel, Splinter und Metallbänder setzten im großen Still die gegen unsere Hosen gerichtete Arbeit der Dornen des Busches fort.

Wir speisten Erbsensuppe, Büchsenfleisch, Reis und Bactobit. Natürlich alles von dem gleichen Teller. Dazu tranken wir Tee. Anfangs erhielt auch jeder noch ein Stück Zucker zum Tee, aber dieser Luxus hörte bald auf, denn der Zucker ging zu Ende.

Also unser Essen war leidlich. Aber täglich der gleiche Küchenzettel macht selbst die feinsten Genüsse unschmackhaft.

Jagdbare Tiere gab es in unserer jetzt sehr belebten Gegend nicht mehr; frisches Fleisch bekamen wir nur, wenn einmal ein Treckochse aus besonderen Gründen zum Schlachtofen aufrückte. Diese Tiere liefern nach langem Kochen eine trübe Brühe, die etwas an unsere heimatische Fleischsuppe erinnert. Das Fleisch jedoch ist so zähe, daß man am besten gleich jeden Versuch, es zu kauen, aufgibt.

Diese Zähigkeit ist es gerade, die den südafrikanischen Ochsen zum ausgezeichneten Zugtier macht. Zum Genußmittel eignet er sich aber nicht.

Wir hätten demnach gern auf Fleischnahrung verzichtet, wenn wir nur Gemüse gehabt hätten. Aber das gab's erst recht nicht in unserem dürftigen Küchenzettel, der immer mehr sich auf die beiden Gänge: Erbsenwurst und Büchsenfleisch beschränkte. Wir konnten es endlich nicht mehr genießen, fühlten uns unlustig und elend, und dazu begann jetzt die heißeste Zeit.

Die Krankheiten mehrten sich. Mein Lazarettzelt füllte sich in erschreckender Weise mit Typhuskranken, und ich wartete fehllos auf eine Gelegenheit, mit meinen Pflegebefohlenen in bemohntere Gegenden überzusiedeln.

Mein Gehilfe, der Unteroffizier Geßmann, hatte schwere Zeit. Er besorgte die ganze Pflege, und meine Typhuskranken gebrauchten viel Pflege. Wer jemals einen so schwer Leidenden behandelt oder besorgt hat, weiß, wie viel Sorgfalt, Mühe und Arbeit das erfordert. Und wir hatten zwölf Schwerkranken in unserem Zelt. Dazu kam die große Hitze und eine entsetzliche Fliegenplage. Ein Mann hätte allein schon genug zu tun gehabt mit dem Verschneiden der Fliegen von den Lagerstätten. Wir hatten dazu aber niemand; der Reiter, der in der Küche beschäftigt war, durfte wegen der Ansteckungsgefahr nicht ins Zelt.

Darum blieb die ganze Arbeit für Geßmann. Er arbeitete Tag und Nacht und konnte sich nur die notwendigste Ruhe gönnen. Körperlich war er wohl befähigt für die schwere Arbeit, unterseht, breit, mit wahren Athletenarmen. Er trug neuankommende Kranke mit Leichtigkeit aus dem Wagen ins Bett, machte ihnen sorgfältig und geduldig immer wieder ihr Lager in Ordnung, fütterte sie wie die Kinder und brachte ihnen zu trinken. Es war rührend zu sehen, mit welcher Hingabe und Umsicht, mit welcher Zartheit dieser dreißigjährigen Mann seine Kranken bediente.

Aber im Laufe der Zeit — er war sechs Monate da oben auf seinem schweren Posten — wurde es doch zu viel. Die Spaziergänge hatte er längst aufgegeben. Wenn ich ihn einmal an die Luft schicken wollte, sagte er, das strenge ihn zu sehr an. Er setzte sich lieber abends auf die Bank vor dem Zelt und rauchte seine Pfeife.

Von der Not und der Arbeit jener Tage kann man sich in geordneten Friedensverhältnissen gar keine Vorstellung machen. Wie müde mein armer Geßmann war, merkte ich in einer jener schlimmen Nächte. Geßmann hatte die halbe vorige Nacht gewacht und am Tage seine Arbeit verrichtet.

Ich selbst fühlte auch schon die Krankheit in mir und wußte, daß ich mich nicht mehr lange würde aufrecht halten können. Aber noch durfte ich nicht krank sein. Was sollte aus meinen Leuten werden, wenn ich mich hinlegte?

Ich hatte also den übermüdeten Geßmann zu Bett geschickt und mir mein Nachtlager neben dem einen Schwerkranken zurechtgemacht. Schlafen konnte ich nicht, der Mann war zu unruhig. Ich mußte Licht machen, aber das einzige Stüchlein Licht, das noch vorhanden war, ging schnell zu Ende. Der Kranke wurde immer unruhiger. Ich zündete ab und zu ein Streichholz an — Laternen oder Lampen hatten wir nicht —, aber schließlich gelang es mir mit meinen vom Fieber geschwächten Kräften nicht mehr, den Mann im Bett zu halten.

Da versuchte ich, Geßmann zu wecken. Ich rief, ich rüttelte an seinem Bett und rief wieder. Aber er schlief so fest, daß es mir erst nach mehrstündigem Bemühen gegen Morgen gelang, ihn zu wecken. —

Dabei klagte er nie. Er tat seinen Dienst langsam und etwas schwerfällig, wie es seine Art war. Er war unbedingt zuverlässig, machte alles so gut er es konnte, und wenn er etwas vergessen hatte, was selbstverständlich auch einmal vorkam, dann sagte er es ehrlich.

Seine Ausdrucksweise ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, zumal wenn er sich über etwas ärgerte; und doch war der grobe Schwabe bei Offizieren und Mannschaften gleich beliebt, obwohl er in der letzten Zeit eigentlich gar nicht mehr aus dem Zelt herauskam. Jeder kannte seine Zuverlässigkeit.

Eine Veränderung fiel mir nicht an ihm auf, er war breit und voll wie immer. Nur müde sah er aus.

Als ich ihm zum Abschied die Hand gab — ich hatte endlich die Gelegenheit gefunden, meine Kranken mit einem Ochsenwagentransport in das nächste große Lazarett zu über-

führen — als ich ihm die Hand gab, sagte er, ich möchte doch etwas für ihn tun, daß er von hier weg und wieder zu seinem Truppenteil käme. Er wäre jetzt zu müde.

Ich ritt mit meinen Kranken ab.

Meine Kräfte reichten gerade noch aus, daß ich die Leute nach sechs schweren Tagen und Nächten im Lazarett abliefern konnte. Dann mußte ich mich auch hinlegen.

Als ich wieder gesund war, fragte ich nach Gehmann.

Drei Tage nach meiner Abreise hatte auch er sich, an schwerem Typhus erkrankt, hinlegen müssen, und eine Woche darauf war er tot. Er hat sich in treuer Erfüllung seiner Pflicht den Tod geholt und ist auf seinem Posten gefallen wie ein Held. Ohne Klage. Und wenn einer in diesem Feldzug ein Ehrenkreuz verdient hat, dann war er es."



Schaumünze zur Erinnerung an die Vermählung des deutschen Kaiserpaars. In dieser Zeit, wo alles sich rüftet, die Silberne Hochzeit unseres Kaiserpaars festlich zu begehen, ist es von besonderem Interesse, eine Medaille zu betrachten, die i. B. anlässlich der „grünen“ Hochzeit des damaligen Prinzen Wilhelm und seiner Braut, der Prinzessin Auguste Victoria, im Auftrage Kaiser Wilhelms I. geprägt worden ist. Sie stammt aus der Berliner Medaillenmünze von Ostermann und ist in Gold, Silber und Bronze geprägt worden. Auf der Vorderseite zeigt sie die beiden jugendlichen Büsten, von der Krone überragt und der Inschrift: Wilhelm Prinz von Preußen, Victoria Prinzessin zu Schleswig-Holstein, auf der Rückseite Wappen und Kronen nebst der Inschrift: Vermählt Berlin 27. Februar 1881. — Die Bildnisse des Kaiserpaars auf unserer Amtsbeilage sind in den photographischen Anstalten der Hofphotographen C. Bieber und Reichardt & Lindner in Berlin aufgenommen worden.



(Vorderseite)

Schaumünze zur Erinnerung an die Vermählung des deutschen Kaiserpaars.



(Rückseite)

Ein schöner Gedankenflug. Die ernsthafte Erwägung, daß viel wichtiger und bedeutungsvoller als die Bestrafung und Unschädlichmachung der Verbrecher die Sorge sei: Verbrechern zu verhüten, hat i. B. den Verein „Freiwilliger Erziehungsbeitrag für Schulentlassene Waisen“ in Berlin ins Leben gerufen, der Ende Januar das Fest seines zehnjährigen Bestehens gefeiert hat. Es war ein schöner Gedankenflug, denn der Verein, so jung er noch ist, darf auf eine große Reihe ehrender Erfolge zurückschauen; uns aber soll das Erinnerungsfest Anlaß geben, unsere Leser von neuem auf das legensreiche Wirken dieser Jugendsfürsorge aufmerksam zu machen, die noch viele Freunde und Gönner braucht, um ihren edlen Zweck zu erreichen. Der Verein ist, wie schon sein Name sagt, „freiwillig“, d. h. die Pfleger und Pflegerinnen — der Verein

Weihnachten in Deutsch-Südwestafrika. (Mit den beiden untenstehenden Abbildungen.) Wenn Ende Dezember herannahet und mit ihm Weihnachten, das uns Deutschen das liebste der Feste ist, erwacht in den fernem Söhnen des deutschen Vaterlandes das Heimweh mit doppelter Gewalt, und es ist rührend zu sehen, wie sie mit den einfachsten Mitteln versuchen, sich in der Fremde ein Stückchen Heimat vor Augen zu zaubern. Auch unsere beiden Bildchen veranschaulichen solch eine Weihnachtsfeier in weiter Ferne, wir verdanken sie dem Reiter Grill vom Artilleriedepot in Windhof. Der Sanitätsfuhrpark, der dort stationiert war, hatte in Ernst und Scherz der herrschenden Weihnachtsstimmung Rechnung getragen. Und wenn es auch keine nordische Winternacht war, kein Christbaum, in deutschen Wäldern gewachsen, um den sich die Mannschaften am Heiligabend versammelten, so ging doch von dem weihnachtlich herausgeputzten Bäumen fremder Erde, von den Palmzweigen, die rings die fahlen Wände schmückten, echte, rechte Weihnachtsstimmung aus, und die lieben alten Lieder der Heimat erklangen und die Gläser klangen mit leisem zitternden Ton zusammen aufs Wohl der fernem Lieben in der Heimat.



Weihnachten des Sanitätsfuhrparks in Windhof.

zerfällt zunächst in Gruppen, dann Bezirke, und jeder Bezirk hat seinen Pfleger — üben ihr Liebeswert freiwillig aus, und ebenso soll auch das Kind dem Erziehungsbeitrag freiwillig anvertraut werden. Die vaterlosen oder ganz verwahrlosten Kinder, die sich an den Erziehungsbeitrag gewendet haben, werden, nachdem sie aus der Schule entlassen sind, zunächst vom Arzt daraufhin untersucht, ob sie sofort in einem Berufe tätig sein können. Ist ihre gesundheitliche Tüchtigkeit erwiesen, sind ihre eigenen Wünsche und Anlagen für einen bestimmten Beruf geprüft, so ist der Pfleger — an der Hand eines vom Verein herausgegebenen praktischen „Wegweisers“, der auch den Freunden der Sache

jeden gewünschten Aufschluß gibt — dem Kinde zur Erreichung seines Ziels behilflich. Ein „Lehrlingsheim“ für männliche Lehrlinge, in dem heimatlose Kinder ein geordnetes Unterkommen finden, von wo aus sie ihrem Berufe nachgehen können, der „Landaufenthalt“, der schwächlichen, kränklichen Kindern im Sommer für einige Monate ermöglicht wird, ein „Erholungsheim“ für wirklich Kranke und eine kleine „Kinderheilstätte“, die leider nur vier Kinder aufnehmen kann, all das sind Lasten des Vereins, die auf mehr Schultern verteilt werden müßten. Denn leider ist die Zahl der Pfleger und Pflegerinnen noch zu klein, die einzelnen müssen entlastet werden, um den ihrer Fürsorge anvertrauten armen Kindern wirklich allzeit hilfsbereit und tatkräftige Freunde zu sein. Frauen, denen ein eigenes Kind veragt ist, fänden in dieser Jugendsfürsorge, die zugleich von so erster nationaler Bedeutung ist, eine

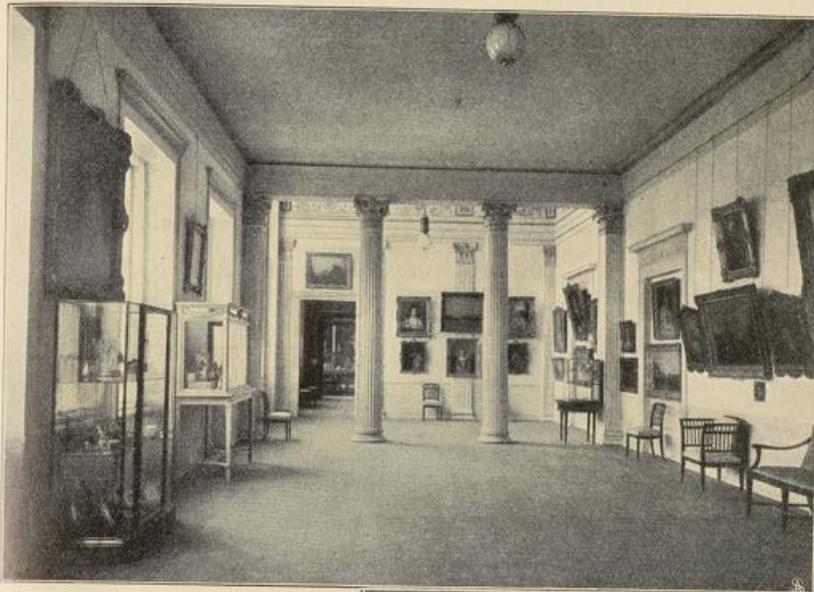


Um den „Weihnachtsbaum“.

herrliche Gelegenheit, den Schatz der Liebe, der in jedem echten Frauenherzen ruht, zum Wohl und Segen armer Waisen zu heben. Wie würde der Verein sich freuen, wenn in seinem Bureau: Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 20/21 II, recht viele Anmeldungen neuer Pfleger und Pflegerinnen einliefen!

Ausstellung im Neuderschen Palais. (Mit den untenstehenden Abbildungen.) Es ist eine dem Untergang geweihte, von der Erinnerung geheiligte Stätte, die unsere Blicke veranschaulicht, und der „Kaiser Friedrich-Museumsverein“ in Berlin, der so erfolgreich für den inneren Ausbau des Kaiser Friedrich-Museums tätig ist, hätte für seine aus Anlaß der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars veranstaltete Ausstellung von Werken alter Kunst keinen prächtigeren Hintergrund wählen

meister der anorganischen Chemie, Berzelius, als glänzend schwarzes Pulver von etwa einmal schwererem Gewichte, als die gleiche Menge Wasser heißt, beschrieben, wurde es bis vor kurzem nie rein gewonnen, was eine annehmbare Erklärung für unsere Unkenntnis der Fähigkeiten des reinen Metalles gibt. Nur so viel war sicher und ist auch durch die neuesten Versuche bewiesen worden, daß es mit dem Vanadium und Niobium in eine chemische Gruppe gehört, die wir Erdmetalle nennen und die gleich dem Aluminium Alumne bilden können. Dem Chemiker Volton von Siemens & Halske gebührt die Anerkennung, daß er nicht nur einen neuen Stoff für die elektrische Beleuchtung mit Erfolg herangezogen hat, sondern auch sehr Wertvolles über das von ihm mit Hilfe mächtiger elektrischer Flammen im luftleeren Raume zuallererst rein dargestellte Element fortlaufend berichtet. Freilich, daß das gehämmerte Tantal so hart wie Diamant sei — das Märchen ging durch alle Tageszeitungen — ist nicht richtig. Wohl hat man mit einem Diamantbohrer Tantalblech nicht bohren können, aber nur deshalb nicht, weil es sehr zähe ist. Seine Härte ist nicht höher als die gewöhnlichen Stahls. Messerstabler wirkt keine Zug- und Gewichtsfähigkeit, die Navierhalten noch um 20 v. H. übertrifft und die ihm bald größere Verwendung in der Industrie verschaffen wird. Nach den Angaben Voltons scheint es auch ein sehr edles Metall zu sein, etwa dem Iridium vergleichbar, das selbst von Königswasser nicht angegriffen wird. Allerdings ist auch hier ein Schönheitsfehler vorhanden; Fluorwasserstoffsäure soll Tantal Wien, während wir die gefährliche Säure schon in Platingefäßen kochen können. Die Höhe des Schmelzpunktes haben wir bereits besprochen; sie liegt bei etwa 2275 Grad Celsius über



Schinkelsaal.

können als diese Räume des alten Neuderschen Palais, das Schinkels Meisterhand entworfen hat. Nicht lange mehr wird es in seiner vornehmen Ruhe die Hauptzierde des stilvollsten aller Berliner Plätze, des Pariser Places, bilden — ein Meisenhotel in reichem Barockstil soll an seine Stelle treten, und es wird schon im Frühjahr mit dem Abbruch begonnen werden. Aber noch einmal hat es seine Tore für ungezählte Besucher aufgetan: im Parkterre befindet sich seit lange die Schinkelsche Gemälsammlung, und die Brunnenkammer des ersten Stodes beherbergen seit Anfang Februar die schon genannte Ausstellung alter Meister. Unser erstes Bild zeigt den berühmten Schinkelsaal, dessen edle Dimensionen und wundervolle Säulensstellung das Entzücken jedes Beschauers erregen. Glashchränke mit allerlei Kostbarkeiten und eine Fülle herrlicher Gemälde — darunter links unten neben der rechten freistehenden Säule das liebreizende Bildnis eines jungen Mädchens von Sir Joshua Reynolds — schmücken den feierlich gestimmten Raum, der zu Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seines Nachfolgers den Sammelpunkt des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens bildete. Der zweite Saal beherbergt unter anderem ein wunderbares Relief von Luca della Robbia und die ganz rechts stehende Tonbüste Alessandro Vittorias vom jüngeren Palma. Es ist nicht möglich, auch nur den kleinsten Teil der Schätze heranzählen, die sich hier zusammengefunden haben — die Ausstellung hat den Beweis erbracht, daß sich in deutschem Privatbesitz eine ungeachtete Menge wertvoller alter Meister befinden.

Das Tantalmetal, über dessen Verwendung als vorteilhafterer Ersatz des Kohlefadens in der elektrischen Glühlampe bereits in der „Gartenlaube“ eingehend berichtet wurde, erweckt in Technikerkreisen stets wachsendes Interesse, um so mehr, als sich an diesem schon seit längerer Zeit gelammten Stoffe eine Reihe technisch wertvoller Eigenschaften gezeigt hat. Von Hatatchet schon 1801 entdeckt und vom Groß-

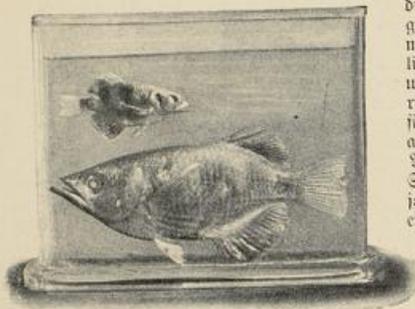


Von der Ausstellung des Kaiser Friedrich-Museumsvereins.

Null, das ist fünfhundert Grad über dem von Platin, und diese Eigenschaft ist es ja hauptsächlich gewesen, die seine Verwendung als Glühladen ermöglicht hat. Bekanntlich leuchtet („strahlt“) ein Körper unvergleichlich stärker, wenn seine Temperatur etwas höher gebracht wird, und da diese Steigerung bei einem schwer schmelzbaren Körper sehr weit getrieben werden kann, ehe sein Gefüge leidet, so erhält man auch mehr Licht. Wohl kostet das Kilo Tantal heute noch etwa 15000 Mark, aber da das Rohmaterial nicht gar selten ist, so wird der Preis bald ähnlich sinken wie beim Thoriumnitrat, das vor seiner Verwendung zu Gasglühlampen auch 15000 Mark und heute nur noch 40 bis 50 Mark für das Kilo kostet.

Schinkelsche. (Zu den oberen Abbildungen auf Seite 176.) Das Schießen ist ein Kampfmittel, das dem Menschen in hohem Maße die Erlangung der Herrschaft über die Tierwelt ermöglichte, aber homo sapiens kann dabei den Anspruch auf Priorität nicht erheben. Mit

Steinen werfen schon verschiedene Affen, wie zum Beispiel die Paviane. Einige Zynelten bombardieren den Gegner mit ihren giftigen und ätzenden Säften, und selbst unter den anscheinend so stumpfsinnigen Fischen gibt es vorzügliche Schützen, die in Treffsicherheit mit guten Jägern wohl sich messen können. In südlichen Ländern, auf Java und in Siam, von Mauritius bis nach Polynesien, findet man diese eigenartigen Wasserbewohner. Am bekanntesten ist der Schützenfisch (Toxotes jaculator) geworden. Er erreicht eine Länge von etwa zwanzig Zentimetern; seine Farbe ist grünlichgrau, oben dunkler, unten heller ins Silberfarbene hinübergehend; von diesem



Schützenfisch.

Gründe heben sich dunklere Streifen ab. Wie unsere Abbildung zeigt, ist der Unterkiefer länger als der Oberkiefer; ist das Maul geschlossen, so bleibt zwischen den beiden eine kleine Öffnung, und durch diese kann der Fisch einen Wassertropfen hervor pressen, der 1/2 Meter und selbst 90 Zentimeter über die Wasseroberfläche springt. Dieser Tropfen ist das Geschloß des Wasserbewohners, und sein Bild sind allerlei Insekten, die sich über dem Wasser aufhalten. Da sitzt auf einem Schilfsängel etwa einen Fuß hoch über der Wasseroberfläche eine Fliege. Der Schützenfisch erblickt sie, er schwimmt näher heran, bleibt stehen, fixiert einen Augenblick das Insekt mit seinen großen Augen, und nun schnell der Tropfen empor, der die Fliege so trifft, daß sie ins Wasser herunterfällt und von dem heranstürzenden Fischlein verschlungen wird. Die Treffsicherheit des Schützenfisches ist erstaunlich. Seit langer Zeit hält man ihn in Java in Glasbehältern oder Aquarien, füttert ihn mit Insekten, die an hohen Stäbchen über dem Aquarium leicht befestigt werden. Immer wieder erfreut er den Besucher durch seine kunstgerechte Jagd. Ähnlich verhält sich keine Beute der Spritzenfische (Chelmon rostratus); auch er erreicht eine Länge von fünfzehn bis fünfundzwanzig Zentimetern; seine Grundfarbe ist ein schönes Zitronengelb mit dunkelbraunen Streifen und Flecken. Sein Maul zeigt eine rüsselartige Gestalt. In unseren Aquarien sind die Schützenfische bis jetzt nur die allerjetztigen Gäste. Da eine Nachzucht noch nicht gelungen ist, müssen sie immer wieder von neuem eingeführt werden. Diese Einfuhr gestaltet sich aber recht kostspielig, weil die Fische sich bei dem Transport empfindlich zeigen und leicht zugrunde gehen.

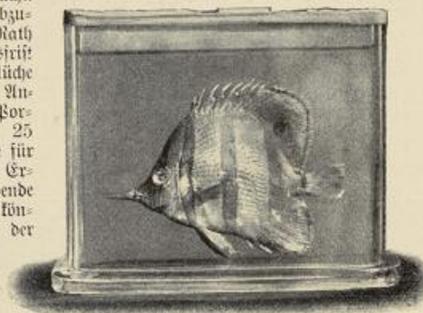
Ein neues „Looping the Loop“. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Immer neue, immer gefährlichere Kunststücke denkt der Artist sich aus, um die Menge zu fesseln, denn er kennt kein Publikum, er weiß, daß es nicht nur staunen, nur bewundern, sondern daß es auch einen gewissen angenehmen Grusel dabei empfinden will: den Nervenschauer der drohenden Gefahr. Auf dieses Gefühl ist auch das hier abgebildete Kunststück, eine Variation des bekannten „Looping the Loop“, berechnet. Der Radfahrer rollt von Punkt A ausgehend, wird bei B in die Luft geschleudert und dreht sich durch einen Federdruck um sich selbst, um mit den drei Rädern des oberen Rahmens den Bogen C-D zu durchlaufen. Bei E fällt er wie anfangs auf sein Zweirad zurück und beendet die tollkühne Fahrt.



Ein neues „Looping the Loop“.

Öffentliche Krankenkassen. Die Vereitung von Speisen für Kranke und Genevende ist eine Kunst, die erlernt sein will. Sie ist nicht allen sonst tüchtigen Hausfrauen der bemittelten Stände geläufig, und recht schlimm ist es damit in den breiteren Volksschichten bestellt. Sind doch die Frauen und Töchter unserer Arbeiter selbst in der gewöhnlichen Hausliche so wenig bewandert! Tritt nun in einem Haushalt, dem

sie vorziehen, ein Krankheitsfall ein, so sind sie nur selten imstande, eine Kost zu bereiten, die dem Leidenden wirklich bekommt. Dadurch wird die Heilung wesentlich erschwert und die Stärkung Genußender mitunter unmöglich gemacht. Um diesem Nothstand abzuhelfen, hat Frau A. von Nath in Berlin vor Jahresfrist eine öffentliche Krankenküche ins Leben gerufen. Die Anstalt liefert eine kleine Portion Mittagessen für 25 Pfennig und eine große für 50 Pfennig. Leichter Erkrankte, wie Magenleidende und Melonvalezenten, können in dem Vorraum der Krankenküche, die für 20 bis 30 Personen Platz bietet, beschäftigt werden. Kranken, die an das Zimmer gebunden sind, werden die Speisen ins Haus geliefert. Der Transport geschieht in Thermoporzellan, so daß das Essen in warmem Zustande am Bestimmungsorte anlangt. Um die Verteilung solcher bezogen zu können, hat der Verein einige Dreiradwagen angeschafft und für entfernter wohnende Abnehmer Abholstellen errichtet. Die bisherige Tätigkeit der öffentlichen Krankenküche hat sich sehr nutzbringend erwiesen. Verschiedene wohlthätige Vereine haben sie in Anspruch genommen, indem sie ihren Pflegenden Speisemarken verabreichen. Eine Anstalt, die im großen betrieben wird, ist in der Lage, eine den Kranken wirklich bestmögliche und nahrhafte Kost billiger zu bereiten, als dies dem Minderbemittelten überhaupt möglich ist. Das alles spricht für den hohen Wert öffentlicher Krankenküchen, und es wäre dringend zu wünschen, daß sie an möglichst vielen Orten Verbreitung finden.



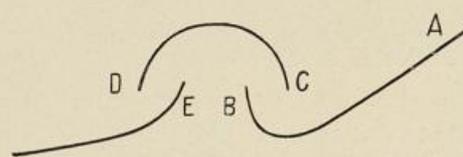
Spritzenfisch.

Der Kompaß im Weltverkehr. Vor 700 Jahren, Anno 1205, verfaßte ein französischer Dichter ein bißiges Gedicht, das aller Stände Kaiser mit scharfer Feder brandmarkt. Vom Kaiser bis zum Soldaten, vom Mönch bis zum Papst schilderte der geistvolle Verfasser, Guiot aus Provins, die Mißstände seiner Zeit. Aus diesen Versen erfahren wir manch zeitgenössisches Wissen, weil Guiot gern in Gleichnissen redet. An einer Stelle sagt er:

„Unsere heiligen Väter gern
Wünsch ich mir wie jenen Stern
Der nie sich rührt.“

Damit meint er den Nordstern, denn er bleibt in den europäischen Breiten, scheinbar unbeweglich, sichtbar, während die anderen um ihn kreisen und auf- und untergehen. Nach ihm richteten sich die Schiffe bei ihrer Fahrt, Guiot hatte es selbst auf keinen Meeren gesehen. Aber noch ein anderes war ihm im Mittelmeer aufgefallen, und davon gibt er zum erstenmal Kunde. Es ist das wunderbare, heute allerdings gewöhnliche Hilfsmittel der Seefahrer, der Kompaß. Damals war es nur ein Behelf, wenn der Nordstern nicht zu sehen war. Der Dichter erzählt ganz eingehend, wie der Steuermann die Nadel, die auf einem Holzsplitter in einem Wassergefäß schwamm, jedesmal vor dem Gebrauch magnetisch machte. Er preist dies Instrument als

Netter in finsternen Nächten. Scheinbar ist's eine wissenschaftliche Einschaltung eines vielgereisten Mannes, doch die Schlüsselworte, daß die Hoffnung, so den rettenden Nordstern zu finden, wenn man ihn auch nicht sehe, „ein unfehlbares Mittel“, wie er es nennt, zielen wieder auf den Papst hin. Seitdem bleibt der Seekompaß in Europa bekannt. Einen Amalfitaner Lothar Flavio Gioja, den niemand kennt, um 1300 als den Erfinder dieses wichtigsten Hilfsmittels für den Weltverkehr auf dem offenen Meer anzunehmen, ist darum unhaltbar, weil in der Zeit nach Guiot 22 Gelehrte den Kompaß in ihren Werken erwähnen, ehe Flavio Gioja gelebt haben soll. Darum kam auch ein geplantes Denkmal für Gioja nicht zustande.



Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.